

THEOLOGISCH - PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

99. JAHRGANG

1951

2. HEFT

Das Heilige Jahr in der Heimat

Von P. Carl L. Russmann O. S. F. S., Prambachkirchen (O.-Ö.)

Die Ablässe und Privilegien des Heiligen Jahres wurden für 1951 auf den katholischen Erdkreis außerhalb Roms ausgedehnt. Wir sollen das Jubeljahr in der Heimat eifrig zum persönlichen Vollkommenheitsstreben und zur Heiligung der uns anvertrauten Seelen benützen. Dieses Gnadenjahr soll für Priester und Gläubige ein Ansporn sein, alle Mittel im Dienste des sittlichen und seelischen Höherstrebens zu gebrauchen. Die folgenden Ausführungen wollen, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben, einige Anregungen bieten.

Priesterliche Selbstheiligung

Alle Christen sind zum Heiligkeitsstreben verpflichtet (vgl. Lv 11, 44; 1 Petr 1, 15 f.). Der hl. Thomas von Aquin betont ausdrücklich, daß Priester wegen des eucharistischen Altardienstes noch mehr als Ordensleute zur innerlichen Heiligkeit verpflichtet sind (S. th. II — II, qu. 184, art. 8). Die Religiösen sind mehr oder weniger nur für sich selber verantwortlich, die Priester aber auch für den eucharistischen und mystischen Leib Christi. Die Priester werden durch das Gesetzbuch der Kirche zu einem besonderen Heiligkeitsstreben aufgerufen: „Die Kleriker sollen innerlich und äußerlich heiliger leben als die Laien“ (can. 124). Im folgenden can. 125 wird an erster Stelle die Pflege der häufigen Andachtsbeichte als wichtige Hilfe im Heiligungsstreben empfohlen. Der hl. Franz von Sales, der König der Seelenführer, legt auf die Andachtsbeichte größtes Gewicht (Philothea II, 19). Unser Heiliger Vater Pius XII. hat als oberster Hirte der Kirche die seelenvolle Übung der Andachtsbeichte als gnadenreiches Heiligungsmittel sehr empfohlen (Enzyklika „Mystici corporis“ vom 29. Juni 1943).

Allen Klerikern sind sodann durch das kanonische Gesetz täglich vier wichtige geistliche

Übungen zur Lebensheiligung empfohlen: die Betrachtung, die Besuchung des Allerheiligsten, der marianische Rosenkranz und die Gewissenserforschung (can. 125, 2°). Zur praktischen Gestaltung der Morgenbetrachtung gehört die sogenannte „Vorbereitung auf den Tag“. Wir besprechen mit dem Dreieinigen Gott ernst und ehrlich unsere voraussichtlichen Tagespflichten und fassen entsprechende Entschlüsse. Diese Vorschau auf unser Tagewerk wird uns manche Unannehmlichkeiten und Überraschungen ersparen. Beim marianischen Rosenkranz erbitten wir die Hilfe der himmlischen Priesterkönigin, daß wir den eucharistischen und den mystischen Leib Christi so sorgfältig betreuen, wie Maria ihren göttlichen Sohn gepflegt und geliebt hat. Bei der Gewissenserforschung fragen wir uns, ob wir den gemachten Vorsätzen treu geblieben sind und die Bewährung bestanden haben. Bei der (abendlichen) Besuchung des Allerheiligsten danken wir dem Heiland für alle Priestergnaden und empfehlen ihm unsere Seelsorge und unsere Seelsorgskinder an.

Manche Priester pflegen die Übung der Heiligen-Geist-Verehrung am letzten Monatssonntag zur Verinnerlichung des eigenen Seelenlebens und der Pfarrgemeinde. Wie der erste Monatssonntag der Herz-Jesu-Verehrung gehört, so soll der letzte die Gnaden des Firm sakramentes in uns erneuern. Diese Übung läßt sich sinnvoll verbinden mit der monatlichen Geisteserneuerung, die wieder nur eine zeitgemäße Gestaltung der altehrwürdigen „Guten-Tod-Andacht“ ist (vgl. diese Zeitschrift, Jg. 1950, S. 195). Zur persönlichen Heiligung ist schließlich das Opfer unbedingt erforderlich. Der hl. Franz von Sales (vgl. Philothea III, 3, 6, 16, 23) lobt vor allem jene Opfer, die uns Gott selber schickt: Zurücksetzung, Mangel in irdischen Dingen, Schwierigkeiten im Amt und im Beruf, körperliche Gebrechen, seelische Unvollkommenheiten u. a. Diese Opfer, die Gott auferlegt, sollen im Geiste der Demut und Buße getragen werden. Viele Priester (und Laien) haben sich im Heiligen Jahr auch selbst manche Opfer auferlegt (Einschränkungen im Rauchen oder Trinken, im Spielen oder Radiohören u. a.).

Geistliche Ernährung und Belehrung

Das geistliche Leben wird durch die heiligste Eucharistie göttlich genährt. Für die übernatürliche Belehrung wird durch Predigt, Christenlehre, Bibel und geistliche

Lesung gesorgt. Kelch und Kerzen, Kanzel und Katechismus versinnbildeten diese zweifache Heiligung. Kult und Katechese, Glaube und Liebe sind die Hauptanliegen der Katholischen Aktion zur Heiligung der Menschheit. Das kirchliche Gesetzbuch empfiehlt, daß in jeder Pfarre die Bruderschaften vom heiligsten Sakrament und von der christlichen Lehre eingeführt werden (can. 711, § 2). Ernährung und Belehrung für das seelische Heiligkeitsstreben sollen diese beiden Bruderschaften gewährleisten. In Rom wurden 1940 sehr aufschlußreiche Statuten für beide Bruderschaften herausgegeben. Durch die Sakramentsbruderschaft könnte die öffentliche und private Verehrung der heiligsten Eucharistie mächtig gefördert werden. Die gute Ostkommunion könnte wie in der Urkirche wieder zum Herzensanliegen weitester Kreise werden. Die Mitglieder der Bruderschaft könnten auch bei den liturgischen Feierlichkeiten, an der Schmückung der Kirche u. ä. mitwirken.

In der Pfarrkirche zu Obernberg am Inn finden wir am rechten Seitenaltar ein kunstreiches St.-Agatha-Bild mit einer Beschriftung vom 5. Februar 1729: „Confraternitatis doctrinae christianae noviter hic erectae principalis patrona et protectrix S. Agatha . . .“ Schon vor mehr als 200 Jahren war also in dieser Pfarrkirche am Inn die Christenlehrbruderschaft lebendig. In neuester Zeit wurde sie besonders in den Diözesen des nördlichen Amerika erfolgreich aktiviert. In Spanien werden von der Katholischen Aktion für die Mitglieder der Christenlehre regelrechte Abschlußprüfungen gehalten und dafür auch Diplome und Abzeichen ausgehändigt. In Nordamerika schließen sich die Mitglieder der Christenlehrbruderschaft im Alter von 15 bis 65 Jahren in kleinen Zirkeln zusammen. Sie kommen vom November bis Ostern jede Woche oder alle 14 Tage abwechselnd in einem Familienheim zusammen und besprechen unter Leitung einer Laienperson im voraus bestimmte theologische Fragen. Jedes Jahr steht ein Handbüchlein zur Verfügung, das von der Zentralleitung nach einem bestimmten Jahresplan herausgegeben wird. Die Geistlichen kommen nur hie und da zu den einzelnen Zirkeln auf einen kurzen Besuch, sonst aber überlassen sie die ganze Arbeit den Mitgliedern selber und den eigens für diese Arbeit geschulten Gruppenleitern. Auch in den Missionsländern hat sich diese Art der Christenlehren vielerorts bewährt. Die Form der Christenlehre wird sich den je-

weiligen Verhältnissen anpassen. Sie wird sich heute vor allem auch an die Jugend wenden müssen. So sind die bei uns eingeführten Glaubensstunden für die Jugend ein großer Segen für das katholische Leben und Streben. Es soll hier angeregt werden, die beiden großen Aufgaben der Ernährung und Belehrung des geistlichen Lebens auch bei uns durch die kanonische Errichtung der Bruderschaften vom heiligsten Sakrament und von der Christenlehre zu heiligen und kirchlich zu bekräftigen.

Besondere Aufmerksamkeit sollten wir im Heiligen Jahr der Heimat auch der Predigt schenken. Vor allem sollen wir auch das Leben der Heiligen für die Predigt auswerten. Namentlich verdienen die Heiligen des Meßbuches und der Allerheiligenlitanei unsere Beachtung und Betrachtung. Das neue Linzer Laienmeßbuch „Weg des Lebens“ bringt zu jedem Heiligenfest wertvolle Lebensbeschreibungen und Auswertungen. Bei Grabansprachen haben wir mitunter Gelegenheit, auch zu Kirchenfernern zu sprechen über den Segen des heiligen Strebens im Geiste der Kirche und ihrer Lehren und über die Gefahren eines unheiligen Lebens.

Betrachtende Bibellesung

In ihren Bibelrundschriften haben die letzten Päpste wiederholt den Heiligungswert der täglichen Schriftlesung betont (vgl. „Divino afflante Spiritu“ vom 30. September 1943). Ein bestimmter Gesichtspunkt soll die Auswahl unserer Schriftlesung leiten. Dann können wir aus ihr auch für unsere Seelsorgsarbeit großen Nutzen ziehen. Nehmen wir als Beispiel eine der wichtigsten Seelsorgsaufgaben unserer Zeit: die Verchristlichung des Land Lebens, die Hebung der Freude am Bauernstand und an der Landarbeit.

Im Alten Testament finden wir darüber schon in der Genesis wegleitende Grundsätze. Zu den Urgeboten, die der Menschheit im Paradies gegeben wurden, gehört das Gebot, den Boden zu bebauen und zu pflegen, also die Landarbeit. Kain ist das abschreckende Beispiel eines neidischen, gottfernen Bauersmannes; sein Bruder Abel das anziehende Vorbild für die Landbevölkerung. Vom Landmanne Noe heißt es, daß er der frömmste und untadelhafteste Mann unter seinen Zeitgenossen war und nach Gottes Gebot lebte (vgl. Gn 6, 9). Der Großbauer Job ist in Freuden und Leiden das unsterbliche Vorbild jedes aufrechten, gottverbundenen Bauersmannes. Das

vertrauensvolle Verhältnis zwischen Abraham und seinem Knecht Eleazar wird allzeit die biblische Richtlinie für das Zusammenleben der Dienstboten mit ihren Dienstgebern im Bauernhause bleiben. Das Büchlein Ruth schildert uns mit liebevoller Naturverbundenheit das gottgefällige Leben der Frau auf dem Lande. Auch die Bücher Leviticus und Deuteronomium sowie das Buch der Sprüche und die Bücher der Propheten enthalten wertvolle Weisungen für den Bauernstand.

Im Neuen Testament sind es vor allem die beiden Apostel Judas mit dem Beinamen Thaddäus und Jakobus sowie Simon von Cyrene, die vom Bauernstand herkommen und die Belehrungen Jesu über das Landleben in die Tat umgesetzt haben. Aus diesem Beispiel sehen wir, daß wir zur heilsamen Bibellesung die Bibelbetrachtung hinzufügen müssen. Ein bestimmter Personenkreis, eine zeitnahe Glaubenswahrheit wird unsere Aufmerksamkeit für den Heiligungswert der Bibel wachhalten.

Monatliche Aushilfen — Einkehrtage

Manche Bischöfe haben es den Pfarrern zur Pflicht gemacht, jeden Monat eine Beicht- und Predigt-aushilfe zu gewährleisten. Das ist eine erprobte Hilfe für den Seelsorger. Überall wird eine so häufige Aushilfe freilich nicht möglich sein. Bei dem herrschenden Priester-mangel wird es auch nicht möglich sein, die Aushilfe immer für einen bestimmten Sonntag, z. B. für den ersten Monatssonntag, zu bekommen. Der Aushilfspriester soll es sich zur Ehre anrechnen, die Predigten und Beicht-zusprüche gut vorzubereiten. Die Pfarrer werden gebeten, das Schriftwort zu beherzigen: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert“ (Mt 10, 10; Lk 10, 7) und so auch die natürliche Voraussetzung für eine pflichtbewußte Aushilfe zu schaffen.

In vielen Pfarren ist die Religiöse Woche zum festen Bestand des Jahresprogramms geworden. Manche bevorzugen die Standeseinkehrtage für die vier Naturstände, für verschiedene Berufsstände oder sonstige Gruppen (z. B. Kinder, alte Leute). Der Standeseinkehrtag kann in der Kirche selber gehalten werden, besser aber in einem Saal (Pfarrheim, Ordenshaus). Wenn der Standeseinkehrtag in der Pfarre für möglichst viele Standesangehörige gehalten wird, so sollte womöglich schon am Vorabend begonnen werden. Auch wird man die Mittagszeit für solche freigeben, die zu Hause essen

wollen oder wichtige Arbeiten zu verrichten haben. Eine eventuelle geistliche Lesung wird vorteilhaft der Pfarrer oder ein anderer Seelsorger halten, damit der Leiter des Einkehrtages während dieser Zeit für das Beichtthören frei ist.

Noch eine Bemerkung sei hier gemacht. Zu Beginn der österlichen Zeit oder bei einem sonstigen Anlaß sollte jedes Jahr auch die Beichtanleitung erneuert werden. Viele Beichtkinder haben Schwierigkeiten bei der Gewissenserforschung. Was soll ich beichten, fragen sie sich. Warum erforschen sie sich so selten über die vielen Fehler gegen das christliche Hauptgebot der Liebe in Gedanken, Worten und Werken, über Unzufriedenheit und die Undankbarkeit, mit der sie Gott beleidigen? Auch auf gewisse praktische Dinge müssen die Leute von Zeit zu Zeit aufmerksam gemacht werden: Angabe der letzten Beichte, eventuell auch Angabe des Standes, kurzes Reuegebet am Schlusse des Bekenntnisses u. a. m.

In manchen Diözesen wird am Sonntag wenig Beichte gehört, damit die Priester für Messe, Predigt, Kommunionausteilung u. a. frei bleiben. Dafür wird der Nachmittag oder Abend des Samstags für die Beichte mehr ausgenützt. Wo es möglich ist, sollten wir die Gläubigen mehr und mehr daran gewöhnen, den Samstag als Vorbereitung für die Sonntagsheiligung zum Empfange des Bußsakramentes zu benützen.

Jugendheiligung — Caritas

Eine der wichtigsten Aufgaben der Seelsorge ist und bleibt die Arbeit an der Jugend. Die Kinderwelt gehörte zu den Lieblingen Jesu. Er hat sie uns auf dem Weg zum Himmel als Vorbild hingestellt. Wir werden in den Kinderansprachen oft Beispiele aus dem Leben heiliger Kinder und Jugendlicher anführen und auch gerne von der heiligen Jugend Jesu erzählen. Für Knaben ist das Ministrieren ein herrliches Heiligungsmittel. Den Ministranten gilt unsere besondere Sorge. Die reifere Jugend ist vor allem dankbar für eine tiefere Einführung in das Glaubens- und Sittenleben durch Glaubensstunden, Vorträge, Aussprachen, geistliche Spiele u. a.

Die zwei Hauptgebote des Christentums sind die Gottes- und Nächstenliebe. Die heilige Liebe offenbart sich durch die Tat. Darum ist die Caritas ein unentbehrliches Heiligungsmittel. Die größten Heiligen der Kirche

waren durch heroische Übung der Caritas ausgezeichnet. Der Papst und die Bischöfe haben als eines der Hauptanliegen des Heiligen Jahres die Caritas bezeichnet. Sie heiligt unsere Herzen und Hirne, unsere Hände und Heime mit der göttlichen Opferliebe der heiligsten Herzen Jesu und Mariens.

Härte und Grausamkeit im Alten Testament¹⁾

Von Dr. Hermann Stieglecker, Stift St. Florian

I. Der Kollektivismus der Schuld u. des Verdienstes

1. Einleitung

Wir stoßen im Alten Bund öfter auf einen Rechtsbegriff, der uns auf den ersten Blick durchaus fremdartig scheint, dabei aber doch auch wieder an Rechtsauffassungen erinnert, die gerade in unserer Zeit manches Wort zu reden haben. Es ist dies die kollektive Verantwortung, die kollektive Schuld und Strafe, das kollektive Verdienst und die kollektive Belohnung. Nach semitischer und insbesondere auch israelitischer Auffassung ist der einzelne mitverantwortlich für das Vergehen der Gemeinschaft, des Volkes, und das Volk wiederum mitverantwortlich für das Vergehen des einzelnen. Denn die Sippe oder das Volk bildet nach dieser Rechtsauffassung eine derart geschlossene organisierte Einheit, daß die Gesamtheit durch das Vergehen des einzelnen und der einzelne durch das Vergehen der Gesamtheit moralisch belastet erscheint. Dementsprechend wirkt sich auch die löbliche Leistung zwischen Gesamtheit und Einzelmenschen wechselseitig aus.

Wenn der Kollektivismus in Israel deutlicher als bei anderen Völkern zutage tritt, so ist eine Ursache wohl auch die, daß Gott mit dem Volk als Gesamtheit seinen Bund geschlossen und daß sich das Volk als Ganzes zur Bundestreue verpflichtet hat. Aber unrichtig wäre es, zu behaupten, daß es in Israel nur eine kollektive Verantwortung gegeben habe und daß persönliche Schuld und persönliches Verdienst völlig unbekannt gewesen seien. Richtig ist nur, daß neben der persönlichen

¹⁾ Vgl. die früheren Artikel in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1950, S. 9 ff. und S. 105 ff.

Verantwortung auch die Gemeinschaftsverantwortung eine wichtige Rolle gespielt hat. So findet es Abraham gerecht, daß mit der schuldigen Gemeinschaft nicht auch die einzelnen Unschuldigen gestraft werden (Gn 18, 23). Und wenn es Ex 20, 5 f. heißt: „Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter an den Kindern, den Enkeln und Urenkeln derer bestraft, die mich hassen, der hingegen Barmherzigkeit erweist bis in das tausendste Glied denen, die mich lieben und meine Gebote halten“, so macht anderseits Dt 24, 16 die persönliche Verantwortung zur Richtschnur des Strafverfahrens und lehnt die Sippenverantwortung mit aller Schärfe ab: „Die Väter sollen nicht wegen ihrer Kinder und die Kinder nicht wegen ihrer Väter getötet werden. Jeder soll nur wegen seines eigenen Verbrechens getötet werden“. (Vgl. Ez 18, 14—20.) Der König Amasias verfährt bei der Bestrafung der Mörder seines Vaters Joas nach diesem Rechtsgrundsatz der persönlichen Verantwortung, und der Verfasser der Königsbücher ruft dabei die erwähnte Stelle des Deuteronomiums in Erinnerung (2 Kg 14, 6).

2. Der Fall Achan

Der Kollektivismus der Schuld und der Strafe zeigt sich besonders klar in der Achangeschichte des Josuebuches. Achan hatte sich gegen das Gesetz Banngut angeeignet — und zwar wird das von ihm allein berichtet. Aber trotzdem heißt es zu Beginn dieser Erzählung: „Die Israeliten vergriffen sich am Banngut“ (Jos 7, 1). Dann wird die Schuld der Israeliten dargelegt: „Denn Achan, der Sohn des Karmi, des Sohnes des Zabdi, des Sohnes des Zerach vom Stamme Juda nahm etwas vom Banngut an sich. Darob entbrannte der Zorn des Herrn gegen die Israeliten“. Demnach steht wegen dieser Tat das ganze Israel vor Gott in Schuld. Die bösen Folgen davon traten alsbald zutage. Da nämlich einige Zeit darauf etwa 3000 Mann auszogen, um die Stadt Hai zu erobern, wurden sie unter Verlusten in die Flucht geschlagen, und große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des Volkes.

Gott antwortet dem Josue auf seine Frage nach der Ursache der Niederlage: „Die Israeliten haben sich versündigt; sie haben mein Gebot übertreten, das ich ihnen gab, sie haben sich Banngut angeeignet und es heimlich zu ihren Sachen getan. Daher können die Israeliten vor ihren Feinden nicht mehr bestehen; vor ihren Feinden

müssen sie die Flucht ergreifen, denn sie sind dem Bann verfallen. Ich werde nicht mehr mit euch sein, wenn ihr nicht das Banngut aus eurer Mitte wegschafft.“

Darum also der Mißerfolg! Die Tat des einen wird allen zur Last gelegt. Kollektive Verantwortung! Der Herr befiehlt dann, den Missetäter durch das Los zu ermitteln und ihn samt allem, was er besitzt (dazu gehört auch Frau und Kind), dem Steinigungstod zu überliefern. Erst nachdem das Volk durch den Vollzug dieses Befehles erklärt hatte, daß es mit der Missetat Achans nichts zu tun hat, sondern sie mit aller Entschiedenheit ablehnt und verurteilt, wendete sich ihm Gott wieder zu. Es heißt: „Und so ließ der Herr ab von seinem heftigen Zorn“. Damit war der Weg für ein weiteres erfolgreiches Vorgehen zur Eroberung Kanaans wieder freigegeben.

3. Warum der Kollektivismus?

Wie Gott die damalige Eheauffassung trotz ihrer Unvollkommenheiten in sein Sinaigesetz aufnahm und auf ihrer Grundlage seine Ehevorschriften gab, so hat er auch diese uralte Rechtsauffassung seinem Gesetze eingegliedert. Es lassen sich Gründe denken, die dieses Verfahren Gottes verständlich machen.

1. Es wäre durchaus unpädagogisch gewesen, an dieser Rechtsauffassung zu rütteln oder sie gänzlich zu ignorieren, weil sie ja dem Volk als etwas Selbstverständliches, etwas Heiliges, Unantastbares galt. Außerdem ist der Kollektivismus nicht etwa ein erratischer Block in der Gedankenwelt dieser Menschen, sondern er hängt mit ihren Begriffen von Gemeinschaft, Sippe und Volk eng zusammen. Die Sippe, das Volk ist nämlich, wie schon bemerkt, eine derart geschlossene organische Einheit, daß in den Augen dieser Menschen die Gesamtheit durch das Vergehen des einen und der einzelne durch das Vergehen der Gesamtheit belastet erscheint. Es hätte deshalb mit der Ausschaltung des moralischen Kollektivismus auch eine Änderung im Gemeinschaftsbegriff stattfinden müssen, sonst wäre diese Ausschaltung unverstanden geblieben. Änderungen und Neuerungen aber, die das organische Gefüge einer Gemeinschaft unbeachtet lassen, bringen eben deshalb, weil sie unverstanden bleiben und verwirren, nur zu leicht die Gefahr mit sich, die moralische Haltung der Gemeinschaft zu erschüttern und so mehr Unheil als Nutzen zu stiften.

2. Gott benützt den Kollektivismus, weil er nun einmal da war und sich nicht ohne nachteilige Folgen ent-

fernen ließ, als Erziehungsmittel. Er war geeignet, den einzelnen und die Gemeinschaft dazu anzuleiten, die Beobachtung der göttlichen Gebote als eine Sache zu betrachten, die jeden einzelnen und die Gemeinschaft angeht, und jeden Übertreter als gefährlichen Schädling anzusehen. Das mußte dem sittlichen Wollen und Handeln einen mächtigen Auftrieb geben, und ein solcher war ganz besonders wünschenswert in einem Volke, das noch weit davon entfernt war, den sittlichen Forderungen gerecht zu werden.

3. Wir können uns noch einen Grund denken, warum Gott die kollektive Verantwortung in seinem Gesetz nicht gänzlich zum Schweigen verurteilte. Es ist dies der große Wirklichkeits- und Wahrheitsgehalt, der dem Kollektivismus innewohnt. Stellen wir uns das Leben eines Nomadenstammes vor! Er muß immer auf der Hut sein und hat ständig Überfälle durch feindliche oder räuberische Stämme zu befürchten. Da kann nun der einzelne über die ganze Sippe oder über den ganzen Stamm großes Unheil heraufbeschwören, wenn er durch sein unvorsichtiges Tun in einem gefährlichen Augenblick den Aufenthaltsort des Stammes verrät oder die Rache eines fremden Stammes herausfordert. Andererseits muß es auch der einzelne schwer büßen, wenn der Stamm als Gesamtheit einen verhängnisvollen Schritt tut.

Ähnliche Wechselbeziehungen treten ja auch in größeren Gemeinschaften, in großen und größten Staaten auf; ja sie wirken sich hier noch schlimmer aus. Allein infolge des weit größeren Raumes, der Weitläufigkeit und Unübersichtlichkeit der Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen und der weit längeren Zeit, die zwischen beiden verstreicht, kommen viele dieser Wechselwirkungen den Beteiligten weniger zum Bewußtsein, und manche entgehen ihnen ganz, ja es braucht ein eingehendes Studium, um sie einwandfrei festzustellen. Das ist auch der Grund, warum die Angehörigen solcher großer Gemeinschaften, z. B. unserer heutigen Staaten, diese wechselseitige Verantwortlichkeit nur zu leicht aus dem Auge verlieren, so daß sie immer wieder in Erinnerung gebracht werden muß.

Aber in einer Stammesgemeinschaft, wie sie oben erwähnt wurde, ist der Schauplatz der Ereignisse viel kleiner, viel übersichtlicher. Die wechselseitigen Wirkungen, die Auswirkung der Tat des einzelnen auf das Geschick der Gesamtheit und die Auswirkung der Tat der Gesamt-

heit auf das Geschick des einzelnen, liegen meist klar zutage; daher kommen sie allen auch mit ihrer ganzen Wirklichkeitskraft unmittelbar zum Bewußtsein. So entsteht in solchen Sippen und Stämmen das Gefühl der engsten Zusammengehörigkeit, in welcher die einzelnen auf Gedeih und Verderb aneinander und an die Gemeinschaft geschmiedet sind und für ihr Tun einander Verantwortung schulden, weil jeder klar sieht, daß sich das Verhalten des einzelnen günstig oder ungünstig auswirkt und daß das gleiche auch von der Gemeinschaft dem einzelnen gegenüber gilt. So herrscht in einem solchen Stamm in dieser Beziehung ein Wille, ein Lieben und ein Hassen. Wenn demnach ein Stamm vom anderen geschädigt, überfallen wird, so rächt er sich nicht bloß an denen, die am Kampfe teilnehmen, sondern auch an jenen, die nicht in den Kampf eingreifen, denn sie wissen sehr gut: die zu Hause Gebliebenen wünschen uns genau so erbarmungslos Niederlage, Tod und Vernichtung wie die Kämpfenden, darum verfallen auch sie dem Schwert, wenn der Sieg errungen wird. Und umgekehrt! Wenn der einzelne einem fremden Stamm ein Unrecht zufügt, eine Beleidigung, einen Schaden an seinen Herden, so richtet sich nur zu leicht der Rachezorn nicht bloß gegen den einzelnen Übeltäter, sondern auch gegen die ganze Sippe, der der Schuldige angehört, weil sie denken: so wie der uns geschädigt hat und uns feindlich gesinnt ist, so sind sie alle gegen uns feindlich eingestellt; ja, seine feindselige Tat wurde durch die feindselige Gesinnung der ganzen Sippe gegen uns verursacht oder gefördert. Das ist die kollektive Verschuldung: Was die Gesamtheit gegen eine andere Sippe verbrochen hat, wird auch dem einzelnen zur Last gelegt, und was der einzelne gegen sie getan hat, wird auch der Gemeinschaft angerechnet.

Die eben dargelegte Gesinnungsverwandtschaft, die zwischen dem eigentlichen Missetäter und der Sippe, der er angehört, oder zwischen der das Recht verletzenden Gruppe und dem scheinbar unbeteiligten Einzelmenschen besteht, ist — wenn man von blinden, das Maß überschreitenden Rachedaten absieht — die objektive Wahrheit und Wirklichkeit, die der Ausübung des kollektiven Strafverfahrens zugrunde liegt. Sehen wir uns den Fall Achan genauer an! Er ließ sich von seiner Habgier zum Bannraub verleiten. In Wirklichkeit werden viele der gleichen Gesinnung wie der Missetäter Achan gewesen sein, nur ließen sie sich — nicht etwa durch Gewissensbedenken, wohl aber durch äußere Umstände — von der

Tat zurückhalten, die sonst sehr wohl ihrer Gesinnung und ihren geheimen Wünschen entsprochen hätte. Das Entscheidende ist ja nicht die Tat, sondern die Gesinnung, das hier nur zufällig, nicht durch sittliche Überlegungen zum Schweigen verurteilte sündhafte Wollen, das sie mit Achan gemeinsam hatten.

So verstehen wir auch — um nur ein Beispiel anzuführen, daß wegen der Sünden des Königs Achab das ganze Volk mit Dürre und Hungersnot bestraft wurde. Es billigte ja zum großen Teil das gottlose Treiben seines Königs. Ja, eben deshalb konnte er es ungescheut wagen, den Jahweh Kult zu unterdrücken und den Baaldienst einzuführen, weil er die immer wieder hervortretende Neigung des Volkes zu diesem verbotenen Kult kannte, also kaum mit dem Widerstand seiner Untertanen zu rechnen hatte.

Allgemein können wir sagen: zwischen dem Verbrecher und der Gemeinschaft bestehen Beziehungen, welche die Kollektivverantwortung bis zu einem gewissen Grad als gerechtfertigt erscheinen lassen. Es ist ja bekannt, daß aus einer Gemeinschaft die Übeltäter um so zahlreicher herauswachsen, je tiefer die Sittlichkeit der Gesamtheit steht, d. h. je verwandter der Übeltäter seine eigene schlechte Gesinnung mit der Gesinnung der Gesamtheit weiß. Diese Gesinnungsverwandtschaft der scheinbar Untadeligen fördert in ihm den Mut zu seinem bösen Tun.

Es sei hier nur auf einiges hingewiesen. Die Versicherungsbrände nehmen in Zeiten, da ein solches „künstliches“ Unglück überhaupt einträglich ist, von anderen Ursachen abgesehen, ganz besonders dort überhand, wo ein solcher „Abbrändler“ weiß, daß ein sehr großer Teil der Bevölkerung einem solchen Schritt gar nicht so ablehnend gegenübersteht, wo er sich also gesinnungsverwandt mit den übrigen fühlt. Ähnliches gilt von der Verletzung und vom Mißbrauch der Ehe, von der Mißachtung der Sonntagspflicht usw. Viele sogenannte Künstler und Geschäfte würden es unterlassen, ihre Mitbürger mit der Darstellung von schmutzigen Bildern zu behelligen, wenn sie nicht wüßten, daß ein sehr großer Teil von ihnen an diesen schmutzigen Erzeugnissen innerlich seine oft recht gut getarnte Freude hat. Wenn demnach solche Schmutzbilder in unserer Öffentlichkeit zu sehen sind, so fällt der Schatten der Verantwortung nicht bloß auf ihre Darbieter, sondern dieser Schatten einer verbrecherischen und satanischen Gesinnung fällt

auch — das eine Mal stärker, das andere Mal schwächer — auf das Volk; denn würde dieses solchen Schmutz innerlich bedingungslos ablehnen — und dafür haben solche Unternehmungen feinste Instinkte —, dann würde er zum Teil oder gänzlich verschwinden.

Wenn irgendein Nero den Drang verspürt, die Kirche zu verfolgen, so wird er das um so eher wagen, wenn er weiß, daß ein Teil seiner Untertanen ein solches Unternehmen begrüßt und ein anderer Teil dem Geschick der Kirche gleichgültig gegenübersteht. Umgekehrt kann die Gesinnung der Bevölkerung auf den Herrschenden abfärben und ihn in die von ihr ausgetretenen Geleise drängen.

Wenn wir die positive Seite der Sache beschauen, müssen wir sagen: viele sittlich Minderwertige, unerkannte Verbrechernaturen werden von einer sittlich weit höher stehenden Gemeinschaft getragen, so daß sie sich ungefähr in der Linie der Gemeinschaft halten und nicht in das Verbrechertum absinken. Wie viele verbrecherische Menschen in jedem Volke sind, die nur durch die sittlich bessere Gemeinschaft gehalten werden, haben ja die letzten Kriege zu unserem Entsetzen gezeigt. Wenn solche aus der Gemeinschaft, die sie bis jetzt gehalten hat, herausgenommen werden, kommt der bisher getarnte Verbrecher, der Dieb, der Räuber, der Mörder, der Sadist, bis zu schauerlichsten Ausschreitungen zum Vorschein... und tobt sich aus, als ob er Versäumtes hereinzubringen hätte. Ungezählte wurden in den letzten Jahren hinter Kerkermauern verwiesen oder hingerichtet. Wie viele von ihnen würden als ehrliche Menschen leben und sterben, wenn sie in der Gemeinschaft, von der sie gehalten wurden, hätten verbleiben können.

Es ist demnach unzweifelhaft, daß zwischen Gemeinschaft und Einzelmenschen eine wechselseitige Verantwortlichkeit besteht, daß also die kollektive Verantwortlichkeit im Alten Testament ihre Berechtigung hat. Wenn freilich die Menschen dieses moralische Kollektivgesetz öfter sinnlos, schablonenhaft und grausam handhabten, so teilt es da das Geschick vieler anderer an sich berechtigter Einrichtungen, die durch die Gedankenlosigkeit der Menschen schließlich zu Tod gebraucht und mißbraucht werden.

Sicher ist auch das eine: Wir Menschen vermögen in den seltensten Fällen die Fäden festzustellen, die von der Gemeinschaft zum Einzelmenschen und umgekehrt

laufen und sittliche oder unsittliche Handlungen auslösen. Wenn wir solche Fäden mit Sicherheit aufdecken können, dann wissen wir erst meist nicht, ob hier auch wirklich eine *innere* moralische Schuld vorhanden ist. Das meiste von diesen Fragen ist nur der göttlichen Allwissenheit erreichbar, und die Kollektivverantwortung, wie sie der Allwissende allein zu fordern vermag, gehört ohne Zweifel zu den geheimnisvollen Dingen, die für ihn bei der Lenkung der Menschen- und Völkergeschichte entscheidend mitbestimmen. Wenn der Mensch die Wechselbeziehung der Schuld einzelner und der Gesamtheit ganz zu durchschauen imstande wäre, würde er die Katastrophen, die großen und die allergrößten, wie unsere letzten Kriege, mit ganz anderen Augen sehen, als er sie bis jetzt zu sehen vermag. Da würde so manche vorwurfsvolle Frage: warum gerade ich? warum gerade wir? in ein reuiges Schuldbekenntnis gewandelt werden. Die Anwendung dieser Erkenntnisse auf das furchtbare Geschehen und unheimliche Drohen unserer Zeit drängt sich von selber auf.

II. Die Fluchpsalmen

1. Wie sind sie zu verstehen?

Auch die sogenannten Fluchpsalmen werden oft als Beweis für die grausame Sinnesart angeführt, die das Alte Testament überall zur Schau trägt. Wir wollen zunächst sehen, wie die Alten diese Flüche gedacht haben, und dadurch zu einem richtigeren und gerechteren Urteil über sie gelangen. Das Herabrufen von Unglück auf solche, die einem ein Unrecht angetan haben oder in Zukunft ein solches antun könnten, also das Verfluchen des Widersachers, ist bei verschiedenen Völkern verbreitet. So spricht z. B. Hammurabbi im Epilog seines Gesetzes eine lange Reihe von Flüchen gegen die aus, die es mißachten, und ebenso flucht der Indogermane Dareus allen jenen, die seine Inschrift nicht schützen oder sie zerstören. „Ahuramazda soll dich töten“, sagt er, „deine Familie soll nicht mehr sein, und was du tust, möge Ahuramazda zerstören.“

Der Mensch dieser Zeit und auch anderer Zeiten sieht im Unrecht, das ihm zugefügt wird, zugleich und vielleicht oft in erster Reihe eine Beleidigung Gottes; denn Gott hat jedes Unrecht verboten, infolgedessen ist die Verübung einer solchen Tat ein Angriff auf die Herrscherrechte Gottes, die sich der damalige Mensch in ihrer Aus-

wirkung viel unmittelbarer und absolutistischer dachte, als wir das im Lichte der Kreuzesreligion sehen. Für diesen Frevel muß durch Bestrafung des Übeltäters Sühne geleistet werden. Wenn demnach der Verfolgte, der Geschädigte auf seinen Feind Unglück herabrufft, ihm also flucht, so ist das vom Flucher aus, religiös gesehen, ein Gebet um die Offenbarung der strafenden göttlichen Gerechtigkeit, die ja — und das ist die Überzeugung des Fluchenden — nicht ausbleiben kann, weil eben Gott ungerecht wäre, wenn er das begangene Unrecht ungestraft ließe.

Diese Strafe muß recht bald eintreten, sozusagen schlagartig, damit sich die strafende göttliche Gerechtigkeit um so eindrucksvoller gestalte, sonst könnten so manche, wie der Psalmensänger an verschiedenen Stellen andeutet, an Gott, seiner Macht und seiner Gerechtigkeit irre werden. Darum das drängende Rufen dieser betenden Flucher in den Psalmen und anderwärts um s o f o r t i g e Züchtigung des Feindes. Der Ruf nach schneller Bestrafung erklärt sich auch aus der schon öfter hervorgehobenen Tatsache, daß der Glaube an die Ewigkeitsvergeltung im Bewußtsein dieser Menschen kaum etwas zu bedeuten hatte. Daher blieb für das Walten der göttlichen Vergeltungsgerechtigkeit nur im Diesseits Raum. So begreifen wir dieses heftige Drängen des Fluchenden nach baldiger Bestrafung des Missetäters vollauf, weil ja der Feind durch den zur gewöhnlichen Zeit, im höheren Alter eintretenden Tod der Strafe entging, denn drüben im düsteren Jenseits erwartete ja alle, Gute und Böse, dasselbe unfreundliche Los. Der Tod selber aber, der zur gewöhnlichen Zeit eintritt, konnte nicht als offensichtliche Strafe angesehen werden, weil ja auch der Gerechte dem gleichen Tod verfällt. Darum vernehmen wir z. B. in den Psalmen so oft den Ruf nach einem baldigen, plötzlichen Ende des Frevlers. Das war die furchtbarste, offenkundigste Strafe.

Die Fluchenden rufen außerdem eine sehr harte Strafe herbei; sie haben ja den Gott vor Augen, den wir in unseren Darlegungen über den Blutbann zu schildern versucht haben, der sein göttliches Wesen nicht vor allem in seiner Liebe offenbart, sondern in seiner unerbittlichen, harten Gerechtigkeit. Ein Gott, der sich in Fällen, in denen sein Gebot derart frevelhaft verletzt wird, weich und mild finden ließe, sähe in den Augen dieser Menschen keinem Gott ähnlich . . . außer vielleicht, wenn

diese göttliche Milde und Nachsicht für sie selber die einzige Hoffnung auf Rettung geworden wäre.

Weiter erwartet der Fluchende, daß der gerechte Gott auch die Verwandten des Frevlers bestrafe; das geht auf die kollektive Auffassung von Schuld und Strafe zurück — wir haben ja vorhin die Grenzen der Berechtigung dieses Kollektivismus zu zeichnen versucht.

Daß der Betende durch den herbeigerufenen Vollzug des göttlichen Strafgerichtes selbst auch auf seine eigene Rechnung zu kommen hofft, daß ihm also diese göttliche Strafe Genugtuung schafft und in ihm angenehme Befriedigung auslöst, das wollen wir menschlich verstehen und ihm nicht zu arg anrechnen. Wer ohne Sünde ist . . . Übrigens erhofft er sich ja das Seine nur im Rahmen dessen, was nach dem Beschluß der strafenden göttlichen Gerechtigkeit ohnehin geschehen muß.

2. Die Fluchpsalmen und wir

Überhaupt ist es nicht rätlich, mit dem fluchenden Beter des Alten Testamentes allzu streng in das Gericht zu gehen, denn viele unserer Christen und Nichtchristen stecken heute noch ganz in der Gedankenwelt drinnen, die sich in den Flüchen des Alten Bundes kundtut. Auch der Mensch unserer Tage stellt mit ähnlicher Genugtuung wie der alttestamentliche Mensch fest, daß das ihm selber zugefügte Unrecht ein Frevel gegen Gott ist, der — und das ist die Hauptsache — unbedingt von Gott gestraft werden muß. Das stellen auch solche fest, und zwar Einzelmenschen und Völker, die sonst Jahr und Tag nicht an die strafende göttliche Gerechtigkeit denken. In diesem Fall, der sie selbst berührt, erinnern sie sich an sie und sehen sie oft weit strenger, als sie in Wahrheit sein kann.

Auch unsere Neuzeitmenschen beginnen, an der Gerechtigkeit Gottes oder gar an seinem Dasein zu zweifeln oder leugnen es gänzlich, wenn die Strafe, die einen frevelnden Mitmenschen treffen soll, auf sich warten läßt. Ja, dieses Ausbleiben der Strafe und dieses scheinbar tatenlose Zulassen des Unrechtes, vor allem der Kriegsgreuel, ist einer jener schwersten Anstöße, die sie an ihrer Glaubensüberzeugung ganz und gar irre werden lassen. „Wenn es einen Gott gäbe, könnte er das nicht zulassen, könnte er nicht tatenlos zusehen . . .“ Dieser gottesleugnerische Gedanke steckt in weit mehr Menschen, als man vielfach wahr haben möchte, auch in vielen ausübenden Katholiken!

Daß ferner bei den heutigen Menschen, die das Strafgericht Gottes gegen ihren Feind oder den Feind ihres Volkes herbeirufen, genau so wie beim fluchenden Beter im Alten Bund auch die verletzte Eigenliebe, das gefährdete oder zerstörte Eigenglück ein sehr gewichtiges Wort sprechen, liegt auf der Hand.

Auch der unvollkommene alttestamentliche Gottesbegriff der alten Israeliten macht sich bei vielen Christen und Nichtchristen unserer Zeit noch sehr stark bemerkbar, oder, sagen wir, sie greifen gelegentlich nach Bedarf auf den Gottesbegriff der Israeliten zurück. Wenn sie selbst befürchten müssen, daß sich die göttliche Strafgerechtigkeit gegen sie entladen werde, stehen sie auf dem Kalvarienberg und sprechen vom Gott der unermesslichen Liebe und Barmherzigkeit, der nur verzeihen kann. Wenn ihnen aber von einem Mitmenschen ein Weh zugefügt worden ist, dann wandern sie eilig von Kalvaria hinüber auf Sinai, zum Gott, der unter Donner und Blitz zu den Menschen spricht, und rufen den harten, unerbittlichen Gott des Alten Bundes als unbarmherzigen Rächer auf.

Auch beim Neuzeitmenschen trägt endlich der schwach entwickelte Ewigkeitsgedanke ähnlich wie bei den Israeliten das Seine dazu bei, das Walten der Strafgerechtigkeit Gottes zu verkennen. Daß der Glaube an die ewige Vergeltung im Neuzeitmenschen oft nicht viel zu bedeuten hat, ja, daß selbst ausübende Christen am Fortleben der Seele nach dem Tode zweifeln, weiß jeder Seelsorger, der von seinen Gläubigen nicht zu sehr Abstand hält, sondern sie an sich herankommen läßt. Dieses verkümmerte Ewigkeitsbewußtsein nun ist ein Hauptgrund für die schon erwähnte Tatsache, daß erfahrungsgemäß viele Menschen unserer Zeit an der Gerechtigkeit, ja selbst am Dasein Gottes zu zweifeln beginnen, wenn Gott angesichts der Ungerechtigkeiten und Greuel scheinbar den müßigen Zuschauer spielt und mit der Strafe zuwartet.

Wir als Glieder der heutigen Menschheit haben also kaum einen Grund, uns über die Fluchgebete des alttestamentlichen Menschen sehr zu entrüsten, denn sie erklären sich folgerichtig aus dem unvollkommenen Gottesbegriff und dem schwach entwickelten Ewigkeitsglauben. Und abgesehen von dem ewig Menschlichen, das sich auch hier nicht ausschalten läßt, sind diese Gebete trotzdem der Ausdruck echt religiösen Empfindens, wenn

man sie so versteht, wie sie von diesen Menschen verstanden wurden. Wir haben um so weniger eine Ursache, uns über diese Fluchgebete zu empören, weil wir zum Teil und zu Zeiten selber von diesen Vorstellungen des alttestamentlichen Menschen befangen sind und die Strafgerechtigkeit Gottes selber oft genug nur im Dämmerchein der Welt des Alten Bundes sehen.

Diesen unvollkommenen Gottesbegriff dürfen wir den Israeliten aber schon deshalb nicht verargen, weil sie ja lange Jahrhunderte vor Jesus gelebt, weil sie Christi Kreuz noch nicht gesehen haben; erst gar nicht, weil dieser ihr Gottesbegriff immerhin noch weit höher steht als der Gottesbegriff der übrigen Völker — hier zeigt sich eben der Einfluß des offenbarenden Gottes. Wohl aber ist es für die heutige Menschheit, die das Kreuz Christi täglich vor sich sieht, keine Ehre, daß sie sich immer noch von — wie man meinen sollte — längst abgetanen Vorstellungen vergangener Jahrtausende bestimmen und beeinflussen läßt.

Noch ein Wort sei zum Abschluß gesagt. Viele Gegner des Christentums entrüsten sich über die „haßerfüllten“ Fluchgebete des Alten Bundes, Menschen, die heute noch nicht wüßten, daß es hier etwas zum Entrüsten gibt, wenn sie nicht selbst in ihrer Kindheit oder wenn nicht ihre Vorfahren die milde Luft des von ihnen so gehaßten Christentums geatmet hätten.

III. Die Blutrache

1. Der Sinn der Blutrache überhaupt

Wir heutigen Menschen sind nur zu leicht geneigt, in der Blutrache bloß das teuflische Werk der ungezügelten Leidenschaft zu sehen, die in ungehemmter viehischer Wut über den Mörder herfällt. Ohne Zweifel ist bei vielen Bluträchern die Leidenschaft allein oder fast allein die Triebfeder ihrer Sühne- und Rachetat. Aber das ist kein ausreichender Grund, die Rechtsübung der Blutrache überhaupt zu verwerfen; denn auch innerhalb unserer Rechtsordnung erstreben nicht wenige die Bestrafung ihres Widersachers vor Gericht, die sich dabei nur oder fast nur von der Rachlust leiten lassen, und trotzdem wird niemand aus diesem Grunde das heutige Rechtsverfahren verurteilen und das Klagerecht als unsittlich hinstellen.

In Wahrheit liegt der Blutrache eine große Erkenntnis zugrunde, nämlich die: der Mord muß gestraft und

gesühnt werden. Die Blutrache will von Haus aus nichts anderes sein als die verdiente Bestrafung des Mörders. In der ältesten Zeit der Menschheit, da es noch keine staatliche Gewalt gab oder der Staat die Wahrung des Rechtes noch nicht in der vollen Ausdehnung in die Hand genommen hatte, war eben die Blutrache die einzige und durchaus selbstverständliche Form der Bestrafung des Mörders. Denn was lag näher, als daß der Nächstbetroffene, der nächste Verwandte des Ermordeten am Mörder die Strafe vollzog.

Unter solchen Umständen war die Blutrache eine unbedingt notwendige Einrichtung; es war das zugleich die Notwehr der rechtlich denkenden Menschen gegen die Verbrechernaturen. Denn wenn diese verbrecherischen Glieder der Menschheit keine Strafe zu befürchten gehabt hätten, wäre ja des Mordens kein Ende gewesen. Daher sah jeder in der Blutrache die einzige Gewähr für die Sicherheit seines Lebens. So versteht man es auch, daß die Blutrache nicht nur als erlaubt, nicht bloß als Recht angesehen wurde, sondern geradezu als Pflicht, genau so, wie heute die Ahndung eines Mordes als Pflicht des Staates betrachtet wird. Und zwar sieht man in Israel und anderwärts im Vollzug der Blutrache eine sittliche, eine religiöse Pflicht. Was Israel anlangt, ist das klar Gn 9, 6 ausgesprochen: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut wird auch durch Menschen vergossen.“ Was dabei besonders beachtenswert ist: diese Verpflichtung wird begründet durch den Zusatz: „Denn Gott hat den Menschen nach Gottes Bild geschaffen.“ Der Mord ist im Sinn des Alten Bundes nicht nur ein ungeheuerliches Unrecht gegen den Gemordeten, sondern auch ein Verbrechen gegen Gottes Ebenbild. Es läßt sich kaum ein Gedanke aufbringen, der geeigneter wäre, vom Morde abzuschrecken und seine blutige Sühne als heilige Pflicht erscheinen zu lassen, als gerade dieser. Der Mensch im Alten Bund wußte: wenn ich töte, habe ich es unmittelbar mit Gott selbst zu tun und seiner Strafe kann ich nicht enttrinnen!

Wie hinter dem Bann, so steht auch hinter der Blutrache die drohende Vorstellung von einer unerbittlichen Gottheit, die, wie schon dargelegt, die Sühne mit unnachsichtiger Strenge fordert und die unbarmherzig ihre Strafrute herniedersausen läßt, wenn die Blutrache nicht vollzogen, also die von der Gottheit geforderte Sühne nicht geleistet wird. Darum treffen wir bei einzelnen

Völkern, z. B. bei den Griechen, die Überzeugung an, daß sich irgend ein allgemeines Unglück, eine Hungersnot, eine Seuche davon herschreibt, daß ungesühnt vergossenes Blut auf dem Lande lastet (Ödipus) und daß die Heimsuchung aufhört, wenn der Mord gesühnt ist.

Wie heilig ernst es das Alte Testament mit der blutigen Sühne des Mordes nahm, erhellt auch daraus, daß es verboten war, für einen Mord Blutgeld zu nehmen. Der Mörder konnte sich in Israel nicht etwa durch Zahlung einer Geldsumme von der blutigen Sühne loskaufen, der Rächer mußte die blutige Sühne vollziehen (Nm 35, 31). Diese Rechtsauffassung finden wir auch bei den Griechen, während das nordische Recht den Loskauf gestattete. Die ernstere sittliche Haltung ist selbstverständlich die, welche einem derartigen Verbrechen gegenüber keinen Schacher zuläßt und es dem vermögenden Herrenmenschen unmöglich macht, sich der verdienten Härte des Gesetzes zu entziehen, während der Arme ihr eben nicht entrinne kann. Wie die Rechtsverhältnisse im alten Orient nun einmal sind, ist die Milde gegen den Mörder, gegen den Schuldigen, zugleich die Härte gegen die unschuldig Verfolgten und Gefährdeten, genau so wie die Milde des Rabbi Hillel gegenüber dem Ehemann, der nach seiner Lehre die Ehefrau aus ganz nichtsagenden Gründen entlassen kann, eine grausame Härte gegen die Gattin bedeutet, die durch diese Rechtsdeutung Hillels vollständig der Willkür des Ehemannes ausgeliefert ist.

Das bisher Gesagte gilt von der Blutrache, wie sie ursprünglich gedacht ist und soweit sie innerhalb ihrer Grenzen bleibt. Es ist aber bekannt, daß sie bei verschiedenen Völkern ein Gebiet war, auf dem sich Haß und Rachsucht in unmenschlicher Weise austobten, so daß ein Blutrachefall zehn und noch mehr andere nach sich zog und z. B. in Albanien 40 Prozent der männlichen Bevölkerung der rächenden Waffe zum Opfer fielen. In Israel galt im allgemeinen der Grundsatz, daß nur der Mörder selbst der Rache anheimfallen soll und nicht auch unbeteiligte Verwandte des Übeltäters. Das geht klar aus dem schon erwähnten Blutrachegesetz Gn 9, 6 hervor; ebenso aus Nm 35, 31, wo, wie gesagt, der Loskauf durch ein Lösegeld verboten wird. An beiden Stellen wird nur für den Mörder selbst der Tod als Strafe bestimmt. Ganz ausdrücklich verbietet, wie früher erwähnt, Dt 24, 16 die Ausdehnung der Blutrache auf

unbeteiligte Verwandte. Freilich wurde auch in Israel der Grundsatz: „Nur der Mörder muß sterben“ öfter mißachtet und die Blutrache auch an Verwandten vollzogen. Aber auch in diesen Fällen muß in Israel und auch bei anderen Völkern nicht gerade immer die persönliche Rachsucht allein die Triebfeder gewesen sein, sondern es kann auch der schon besprochene Begriff der kollektiven Verantwortung dahinter zu suchen sein.

2. Die Blutrache im Rahmen des mosaischen Gesetzes

Moses fand die Blutrache bei seinem Volke vor, da er seine Führung übernahm. Sie war in den Augen dieser Menschen eine geheiligte Einrichtung, man betrachtete sie, wie schon gesagt, als den einzigen sicheren Schutz für sein Leben. Daher wäre ihre Abschaffung als ungeheurer Frevel empfunden worden. Der Eingriff in diese Institution, die die vermeintliche Weihe von Jahrtausenden trug, hätte eine heillose Verwirrung im Rechtsbewußtsein des Volkes zur Folge haben müssen und ungezählten unbekannten Triebmenschen mächtigen Ansporn zum Verbrechen gegeben, weil ja die jähe Abschaffung einer solchen Einrichtung, die so fast allein den Gewalttaten steuerte, beinahe todsicher die Psychose erzeugen mußte: Nunmehr ist alles erlaubt!

Ein solcher unvermittelter Übergang von der alten Rechtsform zur neuen wäre allenfalls dann denkbar gewesen, wenn die Israeliten ein derart festes, gründlich ausgebautes Staatswesen besessen hätten, daß es imstande gewesen wäre, die Mordfälle der geheiligten Privatjustiz zu entziehen, sie selbst in die Hand zu nehmen und einer ungünstigen Auswirkung des Überganges wirksam zu begegnen. Das war aber nicht der Fall, und selbst wenn diese Bedingung gegeben gewesen wäre, so bliebe es zweifelhaft, ob eine solche plötzliche Neugestaltung erzieherisch klug gewesen wäre. Babylonien hingegen hatte schon seit vielen Jahrhunderten ein solches gefestigtes Staatswesen, das wenigstens in der Theorie, wie es scheint, der Blutrache keinen Raum ließ. Weil demnach in Israel Staat und Volk für die Ausschaltung der Blutrache noch nicht reif waren, behielt sie Gott im mosaischen Gesetz bei.

Das Sinaigesetz suchte die Härten der Blutrache wenigstens zu mildern. Ursprünglich machte man keinen Unterschied zwischen vorsätzlicher und unbeabsichtigter

Tötung, zwischen Mörder und Totschläger. Beide, Mörder wie Totschläger, verfielen in gleicher Weise dem Rachegesetz. Das mosaische Gesetz behandelt aber beide Fälle ganz verschieden. Der Mörder, dessen Schuld sicher feststeht, wird ohne weiteres dem Bluträcher ausgeliefert, der, wie schon gesagt, die religiöse Pflicht hat, den Mörder zu töten. Lag aber ungewollte Tötung vor, durch Fahrlässigkeit, durch Unvorsichtigkeit (Dt 19, 1 ff.), so konnte der Täter vor seinem Bluträcher in einer der eigens dazu bestimmten Asylstädte Schutz suchen. Hier mußte er bis zum Tod des Hohenpriesters dieser Zeit bleiben und hier war er vor dem Bluträcher sicher. Verließ er aber das Asyl vor dieser Zeit, dann gewährte ihm das Gesetz keinen Schutz und er konnte von seinem Rächer getötet werden. Das war dann seine Schuld. Nach dem Tod des Hohenpriesters konnte er ungefährdet in seine Heimat zurückkehren, denn der Bluträcher hatte nunmehr kein Recht mehr, die Rache zu vollziehen. (Schluß folgt.)

Gedanken und Ratschläge zum Testament des Priesters

Von Prof. Dr. August Bloderer, Steyr (O.-Ö.)

(Fortsetzung)

II. Die Haltung der staatlichen und kirchlichen Gesetzgebung gegenüber dem Vermögen des Priesters

A) Die staatliche Gesetzgebung

1. Allgemeines

Grundsätzlich ist heute der Priester vor dem Staatsgesetz in bezug auf Erwerb von Eigentum und Verfügung über sein Vermögen *inter vivos et mortis causa* den anderen Staatsbürgern gleichgestellt. Wie die Amortisationsgesetze beseitigt sind, so gehören auch die staatlichen Veräußerungsverbote und das Spolienrecht der Geschichte an.

Das der römischen Kaiserzeit entstammende Veräußerungsverbot kirchlicher Güter spiegelte nicht bloß den Gedanken wider, der Sicherung von Vermögen für kirchliche Zwecke zu dienen, es gab sich dabei auch eine religiöse Anschauung kund, die darin bestand, daß alles dem geistlichen Dienst einmal gewidmete Gut eine

Art Weihe empfangen habe und damit sakraler Gegenstand geworden sei. Eine Rückstellung solcher Güter an rein profane Zwecke bedeutete eine Entweihe, eine Auffassung, die sich auch in heidnischen Religionen findet.

Das Spolienrecht hatte sich nach dem Eindringen des Benefizialwesens in das kirchliche Leben und in Anlehnung an das germanische Eigenkirchenrecht entwickelt. Dieses Recht (*ius spoli*, *ius spoliarum*, *ius exuviarum*, Rips-Raps-Recht, *Rapite carpite*) wurde damit begründet, daß das Vermögen eines Geistlichen durch seinen Tod herrenloses Gut geworden sei, da ihm nur das zu eigen gehöre, was er zum standesgemäßen Unterhalt nötig habe. Diese gewaltsame Aneignung der Spolien — das sind die aus dem Nachlaß eines Geistlichen stammenden Mobilien — wurde von den Landesherren, den Grundherren, Patronen und Vögten geübt. Dadurch fiel das Vermögen der Geistlichen nicht an die Kirche, sondern an die Laien. Vom weltlichen Sektor drang das Spolienrecht auch in die kirchlichen Kreise ein, und so beanspruchten es mit der Zeit auch die geistlichen Fürsten, wie Bischöfe und Äbte, dann die Domkapitel. Zur Zeit des Exils, der abendländischen Kirchenspaltung und auch später noch übten es auch die Päpste aus. Die Kaiser, unter anderen Otto IV. (1198) und Friedrich II. (1213, 1220), verzichteten wiederholt auf das Spolienrecht. Aber damit war es nicht aus der Welt geschafft, denn dann beanspruchten es die kleineren Fürsten um so eifriger. Um zu verhindern, daß immer mehr Kirchengut in die Hände von Laien gelange, gewährte die Kirche den Geistlichen allmählich Testierfreiheit mit der Auflage, der Kirche ein Vermächtnis zu hinterlassen oder an den Bischof eine Abgabe (*ferto*, *ferdo*) zu leisten, und gelegentlich wurde von den Geistlichen der Sterbezehent (*portio canonica*, *quarta mortuorum*) eingehoben. Die Bestätigung des Testamentes eines Geistlichen war Sache des Bischofs oder eines von ihm Beauftragten, der bei dieser Gelegenheit eine Erbsteuer einhob. Die von den einzelnen Staaten nach und nach anerkannte Testierfreiheit der Geistlichen erhielt sich auch nach Beseitigung des Spolienrechtes.

2. Die Intestaterbfolge nach Geistlichen

Stirbt ein Geistlicher ohne Hinterlassung eines Letzten Willens, dann tritt auch für seinen Nachlaß Intestaterbfolge ein. Fast durchwegs sind die Bestimmungen über die Intestaterbfolge betreffs des Vermögens der Geist-

lichen die gleichen wie bei den anderen Staatsbürgern. Da die gesetzliche Erbfolge Verwandtenerbfolge ist, wird hiebei auf die Ansprüche der Kirche nicht Rücksicht genommen. Durch die Errichtung eines gültigen Testaments hat es der Priester infolge der Testierfreiheit in der Hand, die kirchlichen Bestimmungen betreffs des Vermögens der Geistlichen zu wahren. Das bedeutet für den Priester keine besondere Mühe und bringt ihn mit Staatsgesetzen nicht in Konflikt. Die kirchlichen Ansprüche können nur dann zu kurz kommen, wenn sich der Priester einer Unterlassung schuldig macht.

3. Sonderbestimmungen in Österreich

a) Der vermögensfähige Geistliche hat in Österreich volle Testierfreiheit. Daneben bestehen die folgenden Sonderbestimmungen. Betreffs des Pflichtteilrechtes gilt folgendes: Die Noterben eines Geistlichen, die im Testament nicht hinreichend bedacht worden sind, erhalten, wenn es sich um Deszendenten handelt, ein Sechstel, wenn es sich um Aszendenten dreht, ein Neuntel des Nachlasses. Über die verbleibenden fünf Sechstel oder acht Neuntel darf der Geistliche frei verfügen. Mit dieser Sonderbestimmung ist es ihm ermöglicht, einen größeren Teil seines Nachlasses den Armen, der Kirche oder frommen Zwecken zuwenden zu können.

b) Auch betreffs der Intestaterbfolge nach katholischen Geistlichen in Österreich gelten Sonderbestimmungen. Stirbt ein Geistlicher ohne Hinterlassung eines Letzten Willens, so wird er nicht nach der gewöhnlichen, in den §§ 727 bis 760 AbGB festgelegten Intestaterbfolge beerbt. § 761 AbGB sagt: Die Abweichungen von der in diesem Hauptstück bestimmten gesetzlichen Erbfolge in Rücksicht auf Bauerngüter und die Verlassenschaft geistlicher Personen sind in den politischen Gesetzen enthalten.

Für die Intestaterbfolge nach katholischen Geistlichen sind die Bestimmungen des Hofdekretes vom 27. November 1807, JGS 828 maßgebend. Dieses Hofdekret greift einen Gedanken der alten Kirche betreffs der Verwendung des Kirchengutes auf, nämlich die *divisio canonica*. Die zuerst in Innerösterreich wiederum übernommene Beachtung der *divisio canonica* wurde durch ein Privileg Friedrichs III. für dieses Gebiet ausdrücklich anerkannt, dann 1552 in Böhmen durch Landtagsbeschluß und von Maria Theresia und Josef II. mit weiteren Vor-

schriften in ganz Österreich eingeführt. Im österreichischen Konkordat, Art. 21, war bestimmt worden, daß es in allen Teilen des Reiches den Erzbischöfen, Bischöfen und allen Geistlichen freistehe, über ihr Vermögen nach den Bestimmungen des kanonischen Rechtes zu testieren, und daß auch die Intestaterben an die kanonischen Bestimmungen gebunden sein sollten. Gerade über den letzten Punkt entspann sich bald ein heftiger Streit. Als unter Minister Stremayr das Konkordat gekündigt wurde, wurden laut § 58 des Gesetzes vom 7. Mai 1874, RGBl. Nr. 50, die früheren Bestimmungen wieder in Kraft gesetzt. Das Konkordat vom 1. Mai 1934 trifft über diese Materie keine neuen Vorschriften.

Nun zum Inhalt des Hofdekretes vom 27. November 1807. Dieses Dekret unterscheidet betreffs der Intestaterbfolge nach römisch-katholischen Geistlichen zwei Gruppen von Weltpriestern und von in der Seelsorge angestellten, mit der Fähigkeit zu testieren ausgestatteten Ordenspriestern:

1. Geistliche, welche auf einem Benefizium bleibend angestellt oder installiert sind, wie Bischöfe, Domherren und Pfarrer.
2. Priester, bei denen dies nicht der Fall ist, wie Koooperatoren, Messeleser, Administratoren, hauptamtlich angestellte und vom Staat besoldete Religionslehrer an Volks- und Hauptschulen und Professoren an Mittel- und Hochschulen.

Die Einteilung der Geistlichen in zwei Gruppen begründete der Staatsrat Lorenz in seinem Vortrag damit, daß der Priester, der von der Kirche nichts bezogen habe, ihr auch nichts schuldig sei; daß aber hingegen jeder Mensch und besonders der Priester verpflichtet sei, nach den Kräften seines Vermögens, woher immer es stammen möge, die Armen zu unterstützen.

Ad 1. Der Nachlaß eines katholischen Geistlichen, der auf ein Benefizium installiert war und ohne Hinterlassung eines Letzten Willens gestorben ist, fällt zu einem Drittel der Kirche, an der er zuletzt angestellt war, zu einem Drittel den Armen des Ortes, wo er zuletzt bepfündet war, und zu einem Drittel seinen Verwandten nach der allgemeinen gesetzlichen Erbfolge zu. Seit dem Bestand der Gemeindeordnungen fällt das Armendrittel an die politischen Gemeinden, an den Armenfonds der Ortsgemeinde; in Niederösterreich an den Bezirksarmenfonds (Gesetz vom 13. Oktober 1893, LGBl. 53), den die

Finanzprokurator vertritt. Das Verwandtendrittel wird nach den Grundsätzen der allgemeinen Intestaterbfolge, also nach der Parentelenordnung, aufgeteilt.

Ad 2. Der Nachlaß eines Geistlichen, der nicht auf ein Benefizium installiert war, fällt zu einem Drittel den Armen des Ortes, wo er zuletzt gewohnt hat (also hier entscheidet der Wohnort) und zu zwei Dritteln seinen Verwandten nach der gesetzlichen Erbfolge zu. Nach dem Hofkanzleidekret vom 16. September 1824, JGS 2040, kann mit Bewilligung der Landesstelle das Armendrittel den armen Verwandten zugewiesen werden, doch nicht das ganze, sondern nur so viel, als nach der gesetzlichen Erbfolge an die Bedürftigen entfiel.

Weitere Bestimmungen besagen, daß Militärkapläne nach der allgemeinen gesetzlichen Erbfolge (HkrgsV. vom 20. Februar 1779, F. 132), daß griechisch-katholische Geistliche, wenn sie Witwen oder Kinder oder beides hinterlassen, ebenfalls nach der allgemeinen gesetzlichen Erbfolge, wenn dies nicht der Fall ist, wie römisch-katholische Geistliche beerbt werden (Hofdekret vom 27. Juni 1843, JGS 712). Zum Nachlaß der Geistlichen gehört in Abweichung von § 519 AbGB der verhältnismäßige Anteil an den Früchten des laufenden Jahres. Das deckt sich mit den Bestimmungen des can. 1480, der besagt, daß die Früchte des Jahres zwischen Vorgänger und Nachfolger pro rata temporis anni currentis zu teilen seien. Beim Nachlaß von Bischöfen und Domherren wird das Kirchendrittel zu Diözesanzwecken verwendet (Hofdekret vom 19. Juni 1835 für Galizien). Ordensgeistliche, die vor der Ablegung des Gelübdes der Armut über ihr Vermögen nicht verfügt haben, wozu sie nach can. 569, § 3, verpflichtet sind, werden in Ansehung ihres Vermögens, das sie vor dem Eintritt in den geistlichen Stand hatten — mit der Ablegung des Gelübdes verlieren sie das Recht, darüber frei zu verfügen (§ 182 des Patents vom 9. August 1854) — nach der gewöhnlichen Intestaterbfolge beerbt. Ihr Vermögen fällt in Abweichung vom kanonischen Recht den gesetzlichen Erben zu. Das peculium des Ordensmannes ist nicht sein Eigentum, sondern Eigentum des Klosters. Bei Intestaterbfolge nach Mitgliedern des deutschen Ordens oder des Malteserordens fällt deren freies Vermögen dem Orden zu, aber den Noterben ist der ihnen gebührende Pflichtteil zu entrichten.

Zusammenfassend ergibt sich in bezug auf die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzes folgendes Resultat.

tat: Der Geistliche besitzt über sein Vermögen die gleiche Verfügungsfreiheit wie alle anderen Staatsbürger, und zwar sowohl inter vivos als auch mortis causa. Stirbt der Geistliche ohne Hinterlassung eines Letzten Willens, dann tritt die gesetzliche Erbfolge ein. In Österreich bestehen über das Pflichtteilrecht eigene Vorschriften und über die Intestaterbfolge nach katholischen Geistlichen auf der *divisio canonica* aufgebaute Sonderbestimmungen.

B) Die kirchlichen Bestimmungen

1. Das Heimfallsrecht

Volle Verfügungsfreiheit über das gesamte Vermögen, woher es auch stammen mag, ist ein Privileg der Kardinäle (can. 239, § 1, Nr. 19), ausgenommen die Bestimmungen des can. 1298 (Heimfallsrecht). Heimfallsrecht und Spolienrecht sind nicht miteinander zu verwechseln. Das Heimfallsrecht ist gesetzlich geregelt, während das Spolienrecht dieser Regelung für gewöhnlich entbehrte. Eine Einschränkung der Verfügungsfreiheit über das Vermögen der Geistlichen beinhalten die Bestimmungen bezüglich des in den can. 1298—1300 festgelegten Heimfallsrechtes auf die heiligen Geräte zugunsten der päpstlichen Schatzkammer, der Kathedrale und der anderen Kirchen. Zu den heiligen Geräten (*sacra supellex*) zählt alles, was zur Ausübung und würdigen Feier des Gottesdienstes, namentlich der heiligen Messe, und zur Spendung der Sakramente gehört, wie liturgische Gefäße (Kelch, Patene, Monstranze, Ziborium, Meßkännchen, Gefäße für die heiligen Öle usw.), liturgische Kleider (wie Humerale, Alba, Zingulum, Manipel, Stola, Kasel usw.), Altarausstattung, liturgische Bücher, Fahnen usw. Diese dem Gottesdienst gewidmeten Sachen dürfen nicht zu profanen Zwecken verwendet werden. Das Heimfallsrecht beugt der Profanierung vor.

a) Dem Heimfallsrecht der päpstlichen Schatzkammer unterliegen die heiligen Gerätschaften eines Kardinals, der in Rom seinen Wohnsitz hatte, auch wenn er *Episcopus suburbicarius* oder *Abbas nullius* war. Ausgenommen davon sind Ringe und Brustkreuze, auch solche mit Reliquien. Dem Heimfallsrecht unterliegen aber auch alle dem Gottesdienst dauernd gewidmeten Sachen ohne Rücksicht auf ihre Eigenschaft oder auf die Mittel, aus denen sie angeschafft worden sind. Es macht keinen Unterschied, ob diese Geräte benediziert oder konsekriert sind oder gar keine Weihe empfangen haben. Die auf-

gezählten heiligen Geräte verfallen nur dann nicht der päpstlichen Kammer, wenn der Kardinal sie durch Schenkung oder Testament einer Kirche, einem öffentlichen Oratorium, einer frommen Anstalt, einer kirchlichen Person oder einer Ordensperson vermacht hat. Can. 1298, § 2, spricht den Wunsch der Kirche aus, daß der Kardinal, wenn er von seiner Testierfreiheit Gebrauch macht, seine Titelkirche oder jene Kirchen bedenke, die ihm als Kommende oder zur Verwaltung überwiesen worden waren.

b) Dem Heimfallsrecht der Kathedrale unterliegen die heiligen Geräte eines Diözesanbischofs, auch wenn er Kardinal ist (das gleiche gilt von gefreiten Äbten oder Prälaten). Ausgenommen vom Heimfallsrecht sind Ringe und Brustkreuze mit den darin enthaltenen Reliquien und die heiligen Geräte, die der Bischof nachweisbar nicht aus dem Vermögen der Kathedrale erworben hat und von denen nicht feststeht, daß sie in das Vermögen der Kathedrale übergegangen sind. Damit daher kein Zweifel entstehen kann, ist der Bischof verpflichtet, ein authentisches Verzeichnis (Verzeichnis mit Unterschrift und Siegel) der heiligen Geräte anzulegen und anzugeben, wann und wie sie erworben worden sind. Finden sich keine genauen Angaben vor, dann wird präsumiert, daß die heiligen Geräte aus dem Vermögen der Kathedrale angeschafft worden sind. Kreuzpartikeln fallen nach can. 1288 immer der Kathedrale zu.

c) Dem Heimfallsrecht anderer Kirchen unterliegen nach can. 1300 die heiligen Geräte von Klerikern, die ein welt- oder ordensgeistliches Benefizium innehatten. Diese Benefiziaten (z. B. Pfarrer) haben die heiligen Geräte, die aus dem Einkommen des Benefiziums erworben sind, ihrer Kirche zu überlassen. Die Vorschriften des can. 1299 bezüglich der Anlegung eines authentischen Verzeichnisses treffen auch sie, und die dort statuierten Präsumtionen kommen auch für sie in Betracht.

Das in den can. 1298 — 1300 aufgestellte Heimfallsrecht ist staatlich nicht anerkannt. Es muß daher hintangehalten werden, daß die heiligen Geräte der Intestaterbfolge verfallen. Daher spricht can. 1301 für alle in Betracht Kommenden die ernste Mahnung aus, durch Errichtung eines im bürgerlichen Recht gültigen Testaments dafür Sorge zu tragen, daß die kirchlichen Bestimmungen über das Heimfallsrecht auch staatlich Anerkennung finden. Ebenso wird die Bestellung eines Testaments-

vollstreckers angeordnet, der die heiligen Geräte und die zur Kirche gehörigen Bücher und Dokumente an sich nimmt und den rechtmäßigen Eigentümern übergibt. Sollte bezüglich der heiligen Geräte keine testamentarische oder keine rechtsgültige, dem Heimfallsrecht entsprechende Verfügung vorliegen, so sind die Erben nach can. 1513, § 2, zu ermahnen, die kirchlichen Bestimmungen zu beachten.

2. Beschränkung der Verfügungsfreiheit über das Vermögen der Benefiziaten

Can. 1473 unterscheidet betreffs des Vermögens eines Benefiziaten 1. fructus beneficiales und 2. bona non beneficialia und setzt fest: Der Benefiziat hat das Recht, aus den Erträgen des Benefiziums den standesgemäßen Lebensunterhalt zu bestreiten, auch wenn er anderes Vermögen in was immer für einer Höhe hat. Über die Erträge des Benefiziums, die über die Höhe der standesgemäßen Lebensführung hinausgehen, ist dem Benefiziaten das Verfügungsrecht (nicht das Eigentumsrecht) entzogen. Er darf dieses Einkommen nicht für sich verwenden, sondern muß es den Armen geben oder frommen Zwecken zuführen.

Zum besseren Verständnis dieser einschränkenden Gesetzesbestimmung ist es angezeigt, der rechtlichen Darlegung eine kurze Skizze über die Geschichte des kirchlichen Vermögensrechtes und des Benefizialwesens vorzuschicken.

In der Anfangszeit der Kirche bestand ihr Vermögen der Hauptsache nach aus freiwilligen Gaben. Der Klerus bestritt seinen Lebensunterhalt bis in die germanische Zeit hinein teilweise auch durch außerkirchliche Erwerbstätigkeit, mit Vorliebe durch Ackerbau und Gewerbe. Bestreitung des Lebensunterhaltes durch Handel war verpönt. Mit der Anerkennung der Kirche durch den römischen Staat beginnt für die Vermögensfähigkeit der Kirche eine neue Phase. Als Subjekt des Diözesankirchengutes erscheint zuerst die Bischofskirche im Sinne einer juristischen Person. Das Bistum ist die grundlegende Einheit der Kirchenverfassung, der Bischof die monarchische Spitze, der dem Klerus, der ad nutum episcopi steht, seinen Aufgabenkreis im bischöflichen Sprengel zuweist. Das Kirchenvermögen wird meistens in vier, oft auch in drei, ganz selten in zwei Teile geteilt (je ein Viertel für die Armen, für Kultuserfordernisse, für den Klerus und

für den Bischof). Der Kleriker konnte nur über sein Vermögen weltlicher Herkunft frei verfügen. Der Nachlaß eines Geistlichen, soweit er aus kirchlichen Mitteln oder Diensten stammte, wurde für die Kirche in Anspruch genommen. Mit dem Fortschreiten des Ausbaues der Diözesaneinrichtungen bei der Ausbreitung der Kirche und ihrem Vordringen aus dem Bereich der Städte auf das Land (das Christentum war anfangs Städtereligion), mit der Ausbildung des Pfarrnetzes, mit der Gründung der Klöster und anderer geistlicher Institute setzt auch das Entstehen des kirchlichen Sondergutes für die einzelnen kirchlichen Einrichtungen als juristischen Personen ein. Es bilden sich Stellen mit wachsender Selbständigkeit, was naturgemäß seinen Einfluß auf das kirchliche Vermögensrecht geltend machte. Der Geistliche lebt immer mehr von den Mitteln seiner Kirche; sie wird sein Titel. Aber auch mit dem Entstehen des kirchlichen Sondergutes der einzelnen Institute bleibt sein Charakter als Kirchengut gewahrt. Das auch von der Kirche aufgegriffene Veräußerungsverbot von Kirchengut war von gewaltiger Tragweite. (Vgl. die Worte des Bischofs in der Schlußansprache ad Synodum, Pontificale Romanum, pars III: Nec facultates vestras post ordinationem vestram acquisitas alienate, quoniam ecclesiae sunt).

Seit der Zeit der Karolinger vollzieht sich in bezug auf das Vermögen der Kirche durch den Einfluß des auf weltlichem Boden entstandenen Benefizialwesens eine Umwälzung, der die Kirche zuerst ablehnend gegenüberstand, die aber nach und nach trotzdem tief eindrang und bis heute erhalten geblieben ist. Ein Benefizium war ursprünglich ein zur Entlohnung von weltlichen Diensten ausgesetztes Gut, das meistens in Grundstücken bestand, also eine Grundleihe zur Entlohnung von Diensten war. Diese Grundleihe tritt seit der Karolingerzeit so sehr in den Mittelpunkt des Amtes, daß es das eigentlich Bestimmende und Richtungsgebende für dessen Schicksal wird. Nun halte man sich die damalige Verbindung von Kirche und Staat oder, besser gesagt, das Ineinanderfließen von Geistlichem und Weltlichem und die Inanspruchnahme der Kirche zur Lösung staatlicher Aufgaben vor Augen. Die Kirche war zunächst der leidende Teil. Man ging daran, den kirchlichen Grundbesitz auch für Personen, die nach den Canones darauf keinen Anspruch hatten, nutzbar zu machen. Im Gegensatz zur Säkularisation unter Karl Martell geschah dies jetzt in der Form der Leihe.

Man entlehnte Güter von der Kirche als Eigentümerin und verlieh sie weiter oder man veranlaßte die Kirche, die Verleihung an die zu Entlohnenden selbst vorzunehmen. Der nächste Schritt war der, daß das Lehenswesen als Benefizialwesen in die Kirche selbst eindrang. Die Prälaten bestellten selbst Benefizien und werden nach unten hin zu Lehensherren, und nach oben hin erscheinen die hohen Stellungen der Prälaten nach und nach selbst wiederum als Benefizien der Krone. Eine schlimme Verweltlichung der Kirchenämter war die Folge.

Diese Entwicklung löste, geführt von der kirchlichen Reformpartei, eine gewaltige Gegenbewegung aus, die das Ziel verfolgte, die Kirche vom Ämterwesen zu befreien und der Laiengewalt zu entreißen. Das ideale Ziel konnte nicht mehr erreicht werden, sondern man mußte sich unter dem Zwang der Verhältnisse im Laufe des Investiturstreites mit einer Mittellinie begnügen. Das Benefizialwesen war mit dem kirchlichen Organismus bereits so stark verwachsen, daß es nicht mehr entfernt werden konnte.

Die beiden Begriffe Amt und Benefizium verschmolzen auch auf dem Boden des kirchlichen Rechts, wie es vorher auf dem weltlichen der Fall gewesen war, wobei allerdings ein für die Kirche günstiger Wandel vor sich gegangen war. Der Pflichtenkreis des Amtes wurde besonders betont, was im Satz des Dekretalienrechtes: *beneficium datur propter officium*, deutlich zum Ausdruck kommt. So blieb das kanonische Benefizialwesen bis in die Gegenwart bestehen. Das Konzil von Trient (Sess. XXV de ref., c. 1) betont unter Berufung auf die *Canones Apostolorum* ausdrücklich, daß kirchliches Eigentum als Gott gehörig zu bezeichnen ist. Der Kodex hat die Bestimmungen über das Benefizialwesen in eine moderne Form gegossen, gibt im can. 1409 eine Definition des Begriffes *beneficium ecclesiasticum* und führt im nächsten Canon aus, woraus die *res beneficii* bestehen kann.

Das kirchliche Benefizium hat demnach zwei Wesensbestandteile: 1. ein kirchliches Amt (*officium sacrum*) und 2. das Recht auf die mit dem Amt verbundenen Erträge. Die Pfründe ist das Akzessorium zum Kirchenamt und deshalb nach can. 726 eine *res mixta*. Das Kirchenamt ist juristische Person des kirchlichen Rechts, und der Inhaber des Benefiziums hat neben seinen Amtsbefugnissen das Recht, die Früchte des Benefiziums zu

beziehen. Der Benefiziat genießt gemäß can. 1472 vom Tage der rechtmäßigen Besitzergreifung an alle geistlichen und zeitlichen Rechte, die mit dem Benefizium verbunden sind. Das Benefizium selbst ist und bleibt Kirchengut. Eigentümer ist die Pfründenstiftung als juristische Person. Der Benefiziat hat kein Eigentumsrecht, aber er hat ein *ius in ipso beneficio*, er hat ein *ius in re* mit der strengen Wirkung dinglicher Rechte nach römischem Recht, so, *ut suum dicere valeat*; doch sein Recht ist ein *ius in re aliena*. Er hat das Recht, das Benefizium innezuhaben, zu gebrauchen und die Früchte zu beziehen. Das Recht, das der Benefiziat hat, hat keine volle Parallele im Zivilrecht. Es ist ein dingliches, selbständiges Recht ganz eigener Art, eben das Recht an der Pfründe, das nach der einen Hinsicht stärker, nach der anderen schwächer ist als die ähnlichen Einrichtungen des bürgerlichen Rechts. Der Benefiziat hat ein stärkeres Recht als der Nießbraucher. In der Hinsicht aber, als der Fruchtgenuß auf das Einkommen beschränkt ist, das zum standesgemäßen Lebensunterhalt gehört, ist seine Stellung wieder schwächer als die des Nießbrauchers. Der Benefiziat wird aber trotz dieser Einschränkung Eigentümer der Erträge des Benefiziums in der vollen Höhe, also auch jener Erträge, die über die Höhe der standesgemäßen Lebenshaltung hinausreichen; nur beginnt hier die Verfügungsbeschränkung, die Auflage.

Daß der Benefiziat Eigentümer der Früchte in der vollen Höhe wird, sollte nicht mehr bezweifelt werden. So bestimmt das Konzil von Trient (Sess. XXIII de ref., cap. 1) betreffs der Geistlichen, die die Residenzpflicht verletzen: *pro rata temporis absentiae fructus suos non facere*. Can. 2381 setzt für das gleiche Vergehen fest: *eo ipso privatur omnibus fructibus sui beneficii vel officii pro rata illegitimae absentiae*... Als Strafe für Simonie wird unter anderem verhängt: *simoniace provisos fructus non facit suos* (can. 729, 2); als Strafe für Vernachlässigung des Breviergebetes: *fructus pro rata omissionis non facit suos* (can. 1475, § 2). Aus diesen Bestimmungen ist also *e contra* der Schluß zu ziehen, daß der Benefiziat, der seine Pflichten erfüllt, Eigentümer der Früchte des Benefiziums wird. Wenn sich also ein Benefiziat gegen die Bestimmungen des can. 1473 vergeht und die *bona superflua* für sich verbraucht, so vergeht er sich nicht an einer fremden Sache, sondern er macht nur von seinem Eigentum einen unerlaubten Gebrauch. Für die

Erben besteht die Auswirkung dieser Ansicht darin, daß sie nicht zur Restitution verhalten sind.

Seit dem Inkrafttreten des neuen Kodex ist es sicher, daß die einschränkende Verfügung betreffs der Erträge eines Benefiziums *ex lege ecclesiastica* besteht, und es ist deshalb überflüssig, sich mit der alten Streitfrage, ob es sich hiebei um eine Rechts- oder Liebespflicht handelt, zu beschäftigen.

Bei welcher Höhe der Hinterziehung der Benefiziat ein *peccatum grave* begeht, läßt sich natürlich nicht auf den Schilling genau angeben. Eine schwere Sünde wäre von Anfang an vorhanden, wenn der Benefiziat von vornherein die Absicht hätte, den Überschuß der Benefizialeinkünfte nicht zum vorgeschriebenen Zweck zu verwenden. Daß zu einer schweren Sünde bei Hinterziehung des Überschusses der Benefizialeinkünfte eine größere Summe erforderlich ist als bei Diebstahl, ist ebenfalls sicher. Nirgends ist gesagt, daß der Überschuß sofort nach dem Bezug oder im gleichen Kalender- oder Wirtschaftsjahr dem vorgeschriebenen Zweck zugeführt werden müsse. Der Benefiziat kann auch eine größere Summe zusammenkommen lassen, um eine wirksamere Leistung damit zu vollbringen, z. B. um eine Stiftung zu machen. Der Betrag muß durchaus nicht in kleinen Quanten aufgebraucht werden. Damit aber dieser Betrag nicht durch einen plötzlichen Tod der kirchlichen Bestimmung entzogen wird, hat der Benefiziat, wenn er eine größere Summe aus längerer Zeit zusammenfließen lassen will, durch ein gültiges Testament darüber zu verfügen, bzw. in einer solchen Art Rechnung zu legen, daß sie auch nach seinem Tode Geltung hat. Der Bestimmung des can. 1473 kann der Benefiziat durch Verfügung *inter vivos* oder *mortis causa* nachkommen. *Ceteris paribus* entspricht es dem Geiste der Kirche mehr, wenn die Verfügung schon *inter vivos* erfolgt. Sehr oft werden zeitbedingte Umstände eine besondere Verwendung des Überschusses nahelegen, z. B. dringliche kirchliche Erfordernisse, Priesternachwuchs, Beitrag für Seminarien und ähnliches.

Was ist eine *causa pia*? Darunter sind alle jene Einrichtungen zu verstehen, die in erster Linie, sei es nach ihrem Wesen oder nach der Intention des Handelnden, einem übernatürlichen Ziel dienen. Daher sind weltliche Wohlfahrtseinrichtungen, Widmungen zu sozialen Zwecken, Werke der Humanität, Errichtung eines welt-

lichen Krankenhauses, einer weltlichen Schule oder Widmungen an ein Museum nicht als *causa pia* zu bezeichnen. Als *causa pia* gilt eine Widmung für das Gotteshaus, für einen Kirchenbau, für Diözesanzwecke, für den Priesternachwuchs, für die Diözesanseminarien, für die Missionen usw.

Was versteht man unter *honestasustentatio*? Unter standesgemäßem Lebensunterhalt ist nicht das Existenzminimum zu verstehen, sondern erheblich mehr. Eine absolute Höhe läßt sich nicht angeben, denn es dreht sich um einen relativen Begriff. Als Norm hiefür kann das kluge Urteil eines besonnenen und gewissenhaften Priesters gelten, der von Geiz, Geldsucht und Verschwendungssucht gleichweit entfernt ist. Die Einhaltung der *honestasustentatio* bedeutet für den Priester eine Übung der Kardinaltugenden der Klugheit und der Mäßigung. Die Umstände, die bei der Bestimmung der Höhe der standesgemäßen Lebensführung in die Waagschale fallen, sind zahlreich. Man denke an die Würde und an die soziale Stellung, die der Benefiziat innehat; an die Gegend, in der er wirkt; an seinen Gesundheitszustand und an seine Verpflichtungen. Ein Bischof braucht mehr als ein Pfarrer. Die *magnificentia* behandelt der hl. Thomas (S. theol. II. II. qu. 134) als eigene Tugend. Zu achten ist unter anderem auf Landessitte, Ortsgebrauch, Stadt und Land, Großstadt, Gebirgsdorf, Repräsentationspflichten, Größe des Haushaltes, Rücksichtnahme auf Gastfreundschaft, auf unvermeidliche Geschenke und Spenden bei Sammlungen, auf Mitgliedschaft bei Vereinigungen, auf persönliche Veranlagung — der eine braucht mehr, der andere weniger —, auf Weiterbildung und Ausbildung, auf Erholung, Urlaub, Reisen, auf Anschaffung von Büchern und Einrichtungen, auf Modernisierung des Haushaltes und der Pfründe, auf Vorkehrung für unvorhergesehene Fälle, die momentan größere Auslagen notwendig machen könnten, auf Anlegung eines notwendigen Reservefonds usw. Kurz zusammengefaßt, läßt sich sagen: unter *honestasustentatio* eines Geistlichen versteht man eine Lebensführung, wie sie einem besonnenen, gewissenhaften Geistlichen in der Betätigung echt priesterlicher Tugenden und dem gesunden Empfinden religiös gesinnter Gläubiger entspricht. Das Wort: eines schickt sich nicht für alle, gilt auch hier, und die Kirche redet einer Gleichmacherei keineswegs das Wort.

Es ist wahrhaftig nicht überflüssig, darauf hinzu-

weisen, daß es heute auch unter den höchsten geistlichen Würdenträgern wenig Benefiziaten geben dürfte, deren Benefizium soviel abwirft, daß es die honesta sustentatio überschreitet. Die früher zahlreichen und wertvollen Stiftungen sind durch die wiederholten Geldentwertungen oder durch andere Formen von Enteignungen in vielen Staaten praktisch auf Null reduziert worden. Heute sind die Erträgnisse der Benefizien vielfach so niedrig, daß sie gar nicht an die Höhe des standesgemäßen Unterhaltes heranreichen, sondern nur als Existenzminimum anzusprechen sind. Wenn ein Benefiziat eine Kongruaergänzung bezogen hat oder heute zu seinen Benefizialeinkünften einen Zuschuß aus den Kirchenbeiträgen erhält, so ist dies bereits ein Beweis dafür, daß die Benefizialeinkünfte nicht die Höhe des standesgemäßen Lebensunterhaltes erreichen.

Durch die einschränkende Bestimmung des can. 1473 ist an einer Auffassung und Praxis festgehalten, wie sie die Kirche vom Beginn ihrer Tage an geübt hat. Kirchengut ist Gottesgut (Trid, Sess. XXV de ref., cap 1, mit Berufung auf die Canones Apostolorum: Omnino vero eis interdicat, ... ne res ecclesiasticas, quae Dei sunt, consanguineis donent, sed, si pauperes sint, iis ut pauperibus distribuant) und soll daher für Zwecke der Kirche oder im Sinne der Kirche Verwendung finden, sei es zum Unterhalt des Klerus, für fromme Zwecke oder für die Armen. Kirchengut soll anders verwendet werden als weltliches Gut. Während nach den Lehren der Moral entsprechend dem Gebot der Nächstenliebe beim weltlichen Vermögen bloß die Pflicht zum Almosengeben besteht, ist der Benefiziat verpflichtet, auf die bona superflua überhaupt Verzicht zu leisten. Daraus ergibt sich, daß es dem Benefiziaten nie gestattet ist, aus den Benefizialeinkünften ein luxuriöses Leben zu führen. Auch in der Verwendung seines Einkommens hat der Kleriker den Laien als Beispiel voranzuleuchten, und so hat die Bestimmung des can. 1473 auch eine hohe aszetische Bedeutung für das Priesterleben und für das Priesterwirken (vgl. can. 124).

3. Bestehen betreffs der bona non beneficialia Verfügungsbeschränkungen?

Nach can. 1473 gehört alles Vermögen, das der Benefiziat außer den Erträgnissen des Benefiziums besitzt, zu den bona non beneficialia. Daraus ergibt sich, daß ein

Priester, der kein Benefizium innehat, nach dieser Einteilung nur bona non beneficialia zu eigen hat.

Betreffs dieses Vermögens tauchen zwei Fragen auf: 1. Woher kann es stammen? — 2. Besteht darüber eine Einschränkung des freien Verfügungsrechtes? Die bona non beneficialia können a) aus kirchlichen und b) aus weltlichen Einkommensquellen fließen.

a) Die kirchlichen Einkommensquellen für die bona non beneficialia können verschiedener Natur sein. Eine taxative Aufzählung wäre nicht leicht möglich und ist auch nicht nötig. Ganz allgemein gesprochen, handelt es sich um das Einkommen, das der Priester aus der Bekleidung einer kirchlichen Stelle bezieht, die kein Benefizium ist. Hieher gehören das Entgelt für religiöse Vorträge, für Exerzitienkurse, für Festpredigten, die sogenannte kleine Stola der Kooperatoren, der Ertrag der Manualstipendien und anderes mehr. Alle diese Quellen fließen aber in der Gegenwart so spärlich, daß darüber kaum ein Wort zu verlieren ist. Übrigens liegen die Dinge in den einzelnen Gegenden und Staaten sehr verschieden. Als Hauptquelle für die bona non beneficialia kommen im heutigen Österreich zweifelsohne die Kirchenbeiträge in Frage. Nach can. 1496 nimmt die Kirche unabhängig von der Zustimmung des Staates für sich das Recht in Anspruch, von den Gläubigen Beiträge einzuheben, die zur Bestreitung der Auslagen für den Kultus, für den standesgemäßen Lebensunterhalt des Klerus und der anderen Kirchendiener und für die anderen, der Kirche eigentümlichen Zwecke notwendig sind. Es gibt also in der Kirche neben dem Einkommen aus dem Benefizialwesen auch ein Einkommen aus dem kirchlichen Steuerwesen.

Gegen Ende des Mittelalters setzt allmählich die Bildung des neuen Staates ein, der vom Lehnswesen abschwenkt und sich vom feudalen Staat auf den Beamtenstaat mit zentralen Regierungsstellen umstellt, in dem die obersten Staatsbeamten als Diener der Allgemeinheit, als Minister erscheinen. Das Lehnswesen konnte mit dieser Entwicklung nicht Schritt halten, und so war der Staat gezwungen, seine Beamten in anderer Weise zu entlohnen, wozu die Steuerkraft des Volkes herangezogen wurde. Die Kirche machte eine ähnliche Entwicklung mit. Mit dem Exil von Avignon begann der Ausbau des kirchlichen Zentralapparates. Die zunehmende Geschäftslast an der Kurie erforderte die Errichtung neuer Ämter

und Behörden. Im kleineren Maßstab ging eine ähnliche Entwicklung in den Diözesen vor sich. Das kirchliche Benefizialwesen war nun ebenfalls den gesteigerten Anforderungen nicht mehr gewachsen. In der Kirche wurde aber das Benefizialwesen mit der modernen Entwicklung nicht beseitigt, sondern erfuhr eine Ergänzung und Modernisierung. Man hat also, wenn man die can. 1409 und 1496 mitsammen vergleicht, im can. 1409 eine Bestimmung, die zum Lehenswesen, und im can. 1496 eine Bestimmung, die zum modernen Beamtenwesen gehört. Hier sei gleich betont, daß mit dem Ausdruck „Beamter“ nicht das Wesen der priesterlichen Stellung gekennzeichnet sein soll. Der Priester ist nie Beamter, sondern in jeder seiner Tätigkeiten Apostel, Seelsorger. Die Beiträge, die die Gläubigen gemäß can. 1496 leisten, werden Kirchengut. So ist es laut Gesetzgebung der Kirche und so ist es auch nach der Intention der Gläubigen. Gegenwärtig ist es vielfach nur durch die Kirchenbeiträge möglich, die alten Stellen aufrechtzuerhalten, neue kirchliche Stellen zu schaffen und die Seelsorge modern zu gestalten.

Bestehen über dieses kirchliche Einkommen Verfügungsbeschränkungen? Nein. Nicht nur, weil can. 1473 nichts darüber verfügt, sondern auch, weil sie nach can. 1496 überhaupt nur in einer Höhe ausbezahlt werden, die die honesta sustentatio nicht überschreitet. Das Benefizialeinkommen kann unter Umständen höher als die zum standesgemäßen Leben notwendigen Erfordernisse sein, das Einkommen, das auf Grund der Kirchenbeiträge erworben wird, ist nie höher.

b) Die weltlichen Einkommensquellen des Geistlichen können aus dem Einkommen fließen, das er vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand hatte, und aus den Einkünften, die er als Geistlicher durch weltliche Beschäftigung erworben hat. Dieses Vermögen kann erworben werden durch alle Erwerbstitel des natürlichen Sittengesetzes und der positiven Gesetzgebung, wie zum Beispiel durch alle Arten von Verträgen, mögen es nun einseitige, zweiseitige oder Glücksverträge, Real- oder Konsensualverträge sein, durch Erben, durch Arbeit, durch Betrieb einer Landwirtschaft, durch Gutsbesitz, durch Erfindungen, durch Honorare für künstlerische oder schriftstellerische Leistungen usw. Da die Priesterweihe eine gratia gratis data ist und jeder Priester auf einen Titel geweiht wird, ist es eine Tatsachenfrage, wie

weit der Geistliche neben seinem Beruf als Priester hiezu die Möglichkeit hat, und eine Frage der kirchlichen Disziplin, wie weit ihm dies gestattet ist (vgl. can. 138, 139, 142; AAS. vom 22. März 1950, pag. 330).

Zu den weltlichen Einkünften zählen ohne Zweifel die staatlichen Gehälter, die ein Geistlicher durch den Unterricht von profanen Fächern (z. B. Latein, Griechisch, Mathematik, Physik) an einer staatlichen Schule bezieht, oder die Gehälter der Geistlichen, die als Universitätsprofessoren an einer philosophischen oder einer juristischen Fakultät Vorlesungen halten. Wie ist aber der Gehalt zu beurteilen, den die vom Staat bezahlten hauptamtlich angestellten Katecheten an den Volks- und Hauptschulen, die als Professoren angestellten Religionslehrer an den Mittelschulen und die Professoren an den theologischen Fakultäten beziehen? Zweifel darüber wurden aus dem Grunde geäußert, weil zur Bekleidung dieser Stellen im allgemeinen die Priesterweihe, auf jeden Fall aber eine *missio canonica* notwendig ist. Es ist jedoch sicher, daß diese Gehälter zum weltlichen Einkommen des Geistlichen zu zählen sind. Die Herkunft dieser Beträge hat den gleichen Ursprung wie der Gehalt der weltlichen Lehrpersonen an den genannten Anstalten. Sie fließen aus der gleichen Steuerquelle und sind kein Ersatz für eingezogenes Kirchengut, wie dies bei der Kongrua der Fall war, die aus den Erträgen des Religionsfonds stammte. Der Umstand, daß zur erlaubten Erlangung dieser Stellen eine *missio canonica* notwendig ist, ändert an ihrem Wesen nichts. Die dienstrechtliche Stellung dieser Geistlichen ergibt sich daraus, daß die staatliche Gesetzgebung den Religionsunterricht an den genannten Schulkategorien als Pflichtfach ansetzt, beziehungsweise die theologischen Fakultäten in den Universitätsverband einbezieht.

Besteht in bezug auf das weltliche Einkommen eines Klerikers eine durch das Kirchenrecht statuierte **V e r f ü g u n g s b e s c h r ä n k u n g**?

1. Über das Vermögen, das der Kleriker vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand besessen hat, hat er zu allen Zeiten frei verfügen können. Es wäre auch kein vernünftiger Grund vorhanden, den Priester in dieser Hinsicht ungünstiger zu stellen als die Laien.

2. Der Geistliche hat auch über sein Vermögen weltlicher Herkunft, das er nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand erwirbt, volles Verfügungsrecht. Einmal

weil kein Grund vorhanden ist, einen Menschen, weil er Priester ist, betreffs seines Vermögens aus weltlichen Erwerbstiteln anders zu behandeln als andere Personen, und weil das Kirchenrecht darüber tatsächlich keine Einschränkung verfügt. Die Bestimmung des can. 1473 ist nach can. 19 als *lex odiosa* oder besser als *lex coarctans* stricte zu interpretieren. Auch für den kirchlichen Bereich gilt der Grundsatz: Was nicht gebunden ist, ist frei; nicht umgekehrt: was nicht frei ist, ist gebunden.

4. Zusammenfassung

Über alles Vermögen, über das der Priester frei verfügen kann, kann er auch frei testieren. Deshalb hat der Priester

1. volle Verfügungs- und Testierfreiheit über alles Vermögen weltlicher Herkunft, mag es vor dem Eintritt in den geistlichen Stand oder nachher erworben worden sein;
2. volle Verfügungs- und Testierfreiheit über alles kirchliche Einkommen, das nicht Benefizialeinkommen ist;
3. volle Verfügungs- und Testierfreiheit über die Einkünfte seines Benefiziums, soweit sie zum standesgemäßen Lebensunterhalt notwendig sind.

Welches Vermögen eines Geistlichen ist einer Verfügungsbeschränkung unterworfen? Nach can. 1473 nur jenes Einkommen aus einem Benefizium, das über die *honesta sustentatio* hinausreicht. Dieses Einkommen muß für die Armen oder für fromme Zwecke verwendet werden. Hat es der Benefiziat nicht zu Lebzeiten im Sinne des can. 1473 verwendet, dann muß er es durch letztwillige Verfügung dem von der Kirche vorgeschriebenen Zweck zuführen. Durch die klare Textierung des can. 1473 kommt man bei der Beantwortung der Frage, welches Vermögen eines Geistlichen einer Verfügungsbeschränkung unterworfen ist, mit der Unterscheidung *fructus beneficialis* und *bona non beneficialia* aus. Es ist seit der Geltungszeit des Kodex nicht mehr notwendig, zu den alten, bei Moralisten und Kanonisten gebrauchten Distinktionen wie *bona patrimonialia*, *ecclesiastica*, *quasi-patrimonialia*, *quasibeneficialia*, *quasiecclesiastica* zu greifen. Es war zudem, wie ein Blick in die Fachliteratur zeigt, nicht immer leicht, die zufriedenstellende Eingliederung zu treffen. Der Kodex hat mit seiner einfachen Unterscheidung vollständige Klarheit geschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Pastoralfragen

Taufansprachen? 1. Wittig, der, mit der Kirche ausgesöhnt, jüngst verschieden ist, schreibt einmal: „Die meisten Menschen sind sich nicht bewußt, daß sie seit ihrer Taufe außer dem natürlichen Leben . . . das Leben Jesu in sich haben. Darum ist ihnen die Taufe nicht viel mehr als eine Zeremonie mit der rechtlichen Wirkung dauernder Zugehörigkeit zur Kirche Christi. Das Leben Jesu regt sich nicht selbständig, es tut kein Zeichen, daß es da ist.“ J. E. Mayer bemerkt in seinem Buche „Priesterliche Wirklichkeit“: „Freilich, die Taufe und das Taufbewußtsein und auch die Spendung der Taufe müßte noch viel mehr von dieser Wirklichkeit getragen werden.“ Er meint damit, daß der Christ durch die Taufe mit Christus durch ein Lebensband zusammenhängt. In den „Stimmen der Zeit“, März 1950, schreibt Franz Hillig S. J. in einem Aufsatz über das Wirken des bekannten Reformpfarrers Remillieux von St. Alban in Lyon, der seine Pfarre zu einer wirklich liturgisch gestalteten Pfarrgemeinschaft umformen wollte: „Dann war da die Taufe. Ich glaube kaum, daß Remillieux ein Programm besaß. Er hatte ein Auge. Er sah und empfand: Die Taufe, dieses grundlegende heilige Geschehen, Schoß und Quelle der Neugeburt in Christus, ist oft zu einer gedankenlosen Zeremonie entwertet worden. Wem kommt da noch zum Bewußtsein, was da geschieht, und wo bleibt die Gemeinde? Sie ist doch vital daran beteiligt, daß ihr durch dieses hochheilige Geheimnis neue Glieder geschenkt werden. Also wird die Taufe zu einer feierlichen Handlung im Angesicht der festlich versammelten Gemeinde, und das tiefsinnige, geheimnisvolle Geschehen wird ihr je neu erklärt. Aber noch in einer anderen Weise fehlt der Taufe oft die Wahrheit: Denken die Eltern überhaupt daran, welche ernsten Verpflichtungen sie für das Kind eingehen, das sie da zum Taufbrunnen tragen? Nur Menschen, die selbst den Glauben haben und ihn leben, können dafür einstehen, daß sie das Neugeborene als ein Gotteskind erziehen wollen. Andernfalls begehen sie dem Herkommen zulieb eine Unehrlichkeit. So legt man in St. Alban ein besonderes Gewicht auf eine ernste Ansprache, die der Taufe vorausgeht und den Eltern eine Ahnung von dem vermittelt, was da mit ihrem Kinde geschehen soll. Es ist oft ein richtiger Unterricht . . .“

Das ist die Wahrheit von der Taufe und zugleich eine Offenbarung der Not der Taufe, die von so vielen gespürt wird. Darum werden so viele Stimmen laut, die auch einer „Totenerweckung“ des Sakramentes der

Taufe das Wort reden und dafür sprechen, daß sie von ihrem Aschenbröddeldasein befreit wird. Die Feierlichkeit, die die Taufspendung umgibt, ist oft so gering, daß es kein Wunder ist, daß man in ihr nur eine Matrikenangelegenheit sieht, die zu einem üppig gefeierten Familienfest Anlaß gibt. Gläubige Menschen wußten ja alle Zeit, um was es sich bei der Taufe handelt. Aber unser veräußerlichtes und in Glaubensdingen schrecklich unwissendes Volk ließ sich wirklich von schön aufgezogenen Wiegenfesten und Namensgebungen imponieren. Diese und andere Erfahrungen, der Zug der Zeit nach Verinnerlichung des religiösen Lebens, das Bemühen um ein besseres Verstehen der liturgischen Handlungen und Gebete haben viele Publikationen über Taufe, Tauffeier und Taufgestaltung angeregt, aus denen man sieht, wie der Seelsorge um eine Verinnerlichung und feierliche Gestaltung der Taufe zu tun ist.

2. Dabei spielt sicher die Taufansprache eine gewichtige Rolle. Je weniger die Angehörigen von der Taufe wissen, um so notwendiger ist sie. Wir haben in „Zeitnahe Gestaltung der Tauffeier“ von Theodor Blieweis (Wien, Herder) einen praktischen Behelf. Wem diese Ansprachen nicht liegen oder zu umfangreich sind, der kann die Ansprache des Rituales leicht mit ein paar Gedanken daraus ergänzen.

Nachfolgendes Beispiel — es sind Worte aus J. E. Mayer „Priesterliche Wirklichkeit“ — enthält kurz ein paar packende Gedanken in leicht verständlicher Sprache, die für ein mehr städtisches Publikum zeitgemäß sind. Sie können leicht in die Taufansprache des Rituales eingefügt werden.

„Dieses kleine Kind hier wird durch das heilige Sakrament der Taufe ein Christ. Was will das schon heißen? Viele meinen, das wäre so etwas ähnliches, wie man einem Vereine beitrifft, in den sich die Leute einschreiben und aus dem sie sich wieder austreichen lassen, wie wir es ja gesehen haben. Nein, durch die Taufe werden wir ‚Zusammengewachsene mit Christus‘, wie Paulus sagt. Wir sind eingefügt in ihn. Der Christ hängt mit Christus durch ein Lebensband zusammen. Er wird durch einen Lebensvorgang in ihn hineingefügt und nicht durch ein Stück Papier, durch Einschreiben in ein Matrikenbuch. Es handelt sich bei der Taufe um eine Wesensverbindung mit Christus. Der Täufling wird ein Glied am geheimnisvollen Leibe Christi, darum heißt er auch Christus, Christ. Das ist es, was jetzt geschieht: Der Getaufte wird ein Glied am Leibe Jesu; auch wenn er sich losreißt, bleibt er es,

freilich kein lebendes mehr, sondern ein totes. Das ist der Kirchenaustritt, den manche so leicht nehmen.“

Die folgende Ansprache ist nur ein Versuch, in lockerer, leichter Weise den Anwesenden die Bedeutung der Taufspendung klarzumachen. Sie ist absichtlich so populär gehalten, damit die bei der Taufe vielfach sehr zerstreuten und durch das Geschehen um das Kind stark abgelenkten Festgäste leichter gepackt werden. Ich weiß nicht nur um die Schönheit der Taufhandlung, sondern auch um die Schwierigkeit der Taufspendung (Kliniktaufen, schreiende Kinder, verzückte Verwandte).

„Liebe Eltern! Mit Freude begrüße ich Sie im Gotteshause mit dem Gruß: Der Friede sei mit Ihnen und mit diesem Kinde, mit dem Gott Ihre Ehe gesegnet hat! Als Seelsorger beglückwünsche ich Sie von ganzem Herzen, ich freue mich mit Ihnen, und die ganze Pfarrfamilie freut sich mit. (Sie sehen in den Kindern nicht nur Mühe und Plage, sondern ein Unterpand des göttlichen Segens; darum ist Ihre Familie schon mit einer größeren Anzahl von Kindern gesegnet . . .) Sie kommen heute zur Kirche, um dem Vater im Himmel zu danken für die glückliche Geburt Ihres Kindes, aber Sie kommen auch, um das Kind zum Taufbrunnen zu bringen, damit es das heilige Sakrament der Taufe empfangen. Die Zeit macht es notwendig, einige Worte über die Bedeutung der Taufe zu sprechen. Worum handelt es sich bei der Taufe? Es handelt sich nicht um eine Matrikenangelegenheit, es handelt sich nicht bloß um einen alten, schönen Volksbrauch, es handelt sich nicht um ein familiäres Wiegenfest oder um eine mit etlichen schönen Zeremonien verbrämte Namensgebung, es handelt sich um ein heiliges Sakrament, und zwar um das erste und notwendigste Sakrament, das Jesus eingesetzt hat, als er zu den Aposteln sprach: ‚Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie . . .‘ Zu Nikodemus sagte er in einer nächtlichen Zwiesprache: ‚Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, der kann in das Reich Gottes nicht eingehen.‘ Was geschieht bei der heiligen Taufe? Mancherorts läutet bei der Taufe die Glocke vom Turm wie bei der heiligen Wandlung. Ich möchte sagen: Die Taufe ist auch eine heilige Wandlung, die in der Seele des Kindes vor sich geht. Denn die Seele des Kindes wird von der Erbsünde, mit der wir von unseren Stammeltern her beladen sind, gereinigt, wird mit der heiligmachenden Gnade geschmückt, wird ein Kind Gottes, ein Erbe des Himmels und wird in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen, die Christus zu unserem Heile gestiftet hat.

(Hier dürfte ein Wort über die heiligmachende Gnade am Platze sein; zum folgenden vgl. Dr. K. Böckenhoff, „Das übernatürliche Leben“, Herder, 1946). Sie haben gehört, daß das Kind in der Taufe die heiligmachende Gnade bekommt. Was ist die heiligmachende Gnade? Der Apostel Petrus nennt die Heiligungsgnade eine Teilnahme an der göttlichen Natur, am Leben Gottes (2 Petr 1, 4). Stellen Sie sich eine Wolke am Abendhimmel vor, dunkel und ohne Schönheit. Auf einmal durchflutet sie die untergehende Sonne mit ihren Strahlen, und nun leuchtet sie auf voll goldener Pracht, mit Purpur gesäumt, im Glanze der herrlichsten Farben. So ergeht es auch der Seele, wenn Gott seine Gnade in sie ausgießt. Und das geschieht jetzt bei der Taufe. Gott nimmt Wohnung in der Seele des Kindes, sie wird ein Tempel des Heiligen Geistes. Könnten wir einen Blick tun in die Herrlichkeit dieser Seele nach der Taufe, wir würden ganz verzückt sein und wie einst Petrus auf dem Berge der Verklärung ausrufen: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“ Diese Herrlichkeit, dieses neue Leben bekommt der Mensch im Sakramente der Wiedergeburt, in der Taufe. Die Eltern wissen jetzt, was für ein Schatz ihnen anvertraut ist, ein Schatz, so groß und so wertvoll, daß die Kirche den Eltern in den Paten eine Hilfe an die Seite gibt, daß das Kind diese Herrlichkeit nicht durch eine Todsünde verliere... Aus Freude darüber hat ein Heiliger sein Kind nach der Taufe auf die Brust geküßt, weil sein Kind etwas so Heiliges in die Seele bekommen hat.

Wir Menschen von heute sollen uns der Herrlichkeit und des Glückes der Taufe wieder mehr bewußt werden. Was war das für ein Erlebnis für die Christen der ersten Zeit, wenn sie nach monatelanger Vorbereitung, nach mancherlei Prüfungen über die Glaubenswahrheiten in der Osternacht getauft worden sind! Irgendwie kommt im Taufmahl diese Freude noch zum Ausdruck. Irgendwo ist es auch Brauch, daß der Taufpate nach der Taufe im Hause das Kind auf die Arme nimmt, es mit großer Freude hin- und herschwenkt und dabei die Worte öfters wiederholt: „Jetzt bist du ein Christ!“ In anschaulicher Weise hat einer gesagt: Meine Eltern haben mich zum Taufbrunnen getragen und dort einfach auf Christus aufpfropfen lassen. Dadurch bin ich ein Reis Christi geworden, das immer wieder neues Leben aus Christus zieht. Wir beginnen nun die heilige Taufhandlung im Namen . . .“

Das Linzer Rituale bringt wie manche andere am Schlusse der Taufe eine kurze Ansprache an den Vater, der dabei das Kind in seinen Armen hält. Hier ließe sich ein Wort über

die Erziehungsaufgaben der Eltern sagen, wenn man es nicht vorzieht, diesen Hinweis gleich an die Taufansprache selbst anzuschließen. Die Ansprachen des Heiligen Vaters an die Brautleute enthalten für diesen Zweck besonders praktisches und wertvolles Material. Zwei Beispiele sollen auch hier als Anregung dienen.

„Liebe Eltern! Unser Heiliger Vater hat in einer Ansprache an Jungverheiratete einmal in trefflicher Weise die Erziehungsaufgabe der Eltern umrissen. Er ging vom Bilde eines Baues aus und sagte: Am Baue Gottes arbeiten die Priester, aber was könnten sie tun, wenn sie nicht andere Arbeiter zur Seite hätten, welche die Steine brechen, schneiden und glätten, wie es der Bau verlangt? Und wer sind diese Arbeiter? Das sind die Eheleute, die der Kirche ihre lebendigen Steine übergeben und mit Fleiß für sie sorgen . . . Ihr müßt die Blöcke veredeln, sie bereiten, ihnen die Form geben, die erlaubt, daß sie sich in den Bau gut einfügen. Dazu habt Ihr das heilige Sakrament der Ehe empfangen, die Nachkommenschaft zu erzeugen und sie für den göttlichen Dienst zu erziehen. Ihr seid die ersten und nächsten Erzieher und Lehrer der Kinder Gottes, die Euch geschenkt und anvertraut sind. Beim Bau des Tempels der Kirche, die nicht aus toten Steinen besteht, sondern aus Seelen mit neuem und himmlischem Leben (wie es das Kind jetzt in der Taufe empfangen hat), seid Ihr gleichsam die geistigen Wegbereiter, ja selbst Priester an der Wiege, für die Kindheit und die Jugend, der Ihr den Weg zum Himmel weisen müßt. Als Werkzeuge Gottes habt Ihr die heilige Pflicht, auch das geistige Leben zu wecken, zu erhalten und wachsen zu lassen, das durch das Bad der Taufe eingegossen worden ist. Macht also aus den Kindern lebendige Bausteine des Tempels Gottes! Bei der christlichen Bildung der kleinen Seelen, die der Herr Euch anvertraut, bleibt Euch ein Lehramt, in dem Euch keiner ganz ersetzen kann. Nehmt es ernst mit dieser Aufgabe.“

„Zum Abschied, liebe Eltern, möchte ich Euch ein Wort des Heiligen Vaters mitgeben, das er zu jungen Eheleuten gesprochen hat, denen er die Krippe des Jesukindes vor Augen stellte, und dabei über das Glück des eigenen Kindes sprach. Liebe Eltern! Seht in dem lieben, kleinen Wesen, das wir jetzt getauft haben, nicht bloß die zarten Glieder, das anmutige Lächeln, die Augen, in denen sich die Züge Eures Antlitzes und sogar die Gefühle Eures Herzens widerspiegeln, sondern über alles und vor allem die von Gott geschaffene Seele, den Euch von der göttlichen Güte anvertrauten Schatz. Wenn Ihr Eure Kinder erzieht zu einem tiefen und tapferen Christenleben, gebt Ihr ihnen und Euch selbst die beste Ga-

rantie für ein glückliches Dasein in dieser Welt und eine selige Wiedervereinigung in der anderen.“ (Ich habe diese zwei Worte dem Buche entnommen: Ansprachen Pius' XII. an Neuvermählte. Von DDr. Friedrich Zimmermann, Regensburg 1950, Habel. Ein ungemein praktisches Buch!)

3. Zur Förderung des Verständnisses der Taufhandlung und des Taufgeschehens empfiehlt es sich, den Eltern gleich, wenn die Taufe angesagt wird, eine der bekannten Kleinschriften zukommen zu lassen. Sie können sich dann schon vor der Taufe über alles Wissenswerte informieren. Ich glaube, eine Umfrage bei den Seelsorgern würde zeigen, daß die verschiedensten Versuche gemacht werden, um die Tauffeier schön und eindrucksvoll zu gestalten. Es wäre sehr wertvoll, wenn dieser nicht zur Belehrung, sondern zur Anregung geschriebene Artikel viele Leser dieser Zeitschrift veranlassen würde, ihre Erfahrungen und ihre Versuche der Redaktion mitzuteilen. Ein Pfarrer erzählte mir, daß er bei der Taufe manchmal auch Schulkinder mittun läßt, die bei diesem Anschauungsunterricht die Feier mit Liedern verschönern können (Ein Haus voll Glorie . . ., Großer Gott . . .). Im „Klerusblatt“ berichtete jemand von einer mit der Jugendandacht verbundenen, sehr feierlich gestalteten Tauffeier. Mancherorts verbindet man sie mit der nachmittägigen Segenandacht. Es wurden auch schon Versuche gemacht, die Spendung der Taufe mit dem Pfarrgottesdienst zu verbinden. An die Stelle der Sonntagspredigt tritt die feierliche Taufspendung mit Ansprache angesichts der ganzen Gemeinde.

Aus den Urteilen, die man gelegentlich zu hören bekommt, sieht man, daß unsere Leute, besonders auch der Kirche Fernstehende, es mit Dank anerkennen, wenn die Taufe schön gespendet wird. Dazu braucht es oft gar nicht viel: einen persönlichen, warmen Ton bei der Ansprache, verbunden mit einem herzlichen Glückwunsch oder einer die Familie betreffenden Bemerkung, dann Spendung der Taufe ohne Hast und Eile, würdiges Beten, Ansprache an den Vater, gelegentlich auch etwas erweitert, ein Schlußgebet . . . und die Taufgäste nehmen einen bleibenden Eindruck mit nach Hause.

Wenn wir viel von der Herrlichkeit der Taufe reden, so darf und soll dies auch im Schmuck des Taufraumes zum Ausdruck kommen. Wenige Kirchen nur werden eine eigene heizbare, stimmungsvolle Taufkapelle haben; häufig beginnen die Zeremonien in der Sakristei. Besonders der Arbeiter von heute weiß es zu schätzen, wenn man auch bei der Taufe seines Kindes alles schön herrichtet: Teppich

auf der Treppe, Blumen, weißes Linnen . . . Ich habe bei einer Taufe daran erinnert, daß man in manchen Ländern, so in Italien, z. B. in Florenz, prachtvolle eigene Taufkirchen (Baptisterien) neben den Dom hingebaut habe, ein Zeichen, daß man damals die Bedeutung der Taufe zu schätzen wußte. Vor Jahren machte ein Pfarrer im „Seelsorger“ den Vorschlag, bei der Taufe mit einer Glocke zu läuten, was aber wohl nur auf dem Lande durchführbar wäre.

Zuletzt noch ein Wort zu den Taufbestätigungen. Man hat bereits schön gestaltete Taufurkunden in den Handel gebracht. Wäre es nicht am Platze, unsere kirchlichen Taufbestätigungen (Taufschein), die oft nicht einmal das Wort „Sakrament“ enthalten, etwas sakraler zu gestalten? Wie erhehend klingen die Wort eines alten Taufscheines: „Laut gegenwärtiger Urkunde bezeuge ich, daß der ehrengedachte Jüngling Johann Josef Ulrich, ein ehelicher Sohn der ehrenwerten Eltern, Johann Josef Bomert und der Maria Katharina Barbara Häglin, im Jahre 1806 seit der Wiederherstellung des Heiles am 25. Juli im heiligen Taufwasser unserer Pfarrkirche von der Erbsünde gereinigt und wiedergeboren wurde, wobei ihn aus dem heiligen Quell hoben die hochwerten Paten Ulrich Preisdorfer und Maria Regina Pfister. Zur unzweifelhaften Glaubwürdigkeit setze ich das gebräuchliche Pfarrsiegel bei.“

Linz a. d. D.

Pfarrer Heinrich Mayrhuber.

Einschluß schon gebeichteter Sünden. Sr. Dorothea kommt zum neuen Klosterbeichtvater. Da sie seit acht Tagen nichts von Bedeutung verschuldet hat, schließt sie frühere Sünden ein. Darauf weist sie der Beichtvater streng zurecht: „Das ist ein Unsinn! Das dürfen Sie bei mir nicht machen!“ Hat der Beichtvater richtig gehandelt? Ist man berechtigt, frühere Sünden einzuschließen?

Schwere Sünden, die noch nicht gebeichtet wurden, müssen nach Christi Anordnung gebeichtet werden. Seit Christus ist die hl. Beichte der ordentliche Weg, um schwere Sünden los zu werden. Wer also bestimmt wüßte, daß er schwere Sünden nicht gebeichtet hat, müßte sie beichten. Anders ist zu urteilen, wenn Skrupulanten, die schon öfter Lebensbeichten abgelegt haben, erklären: „Ich glaube, ich habe jene schwere Sünde nicht gebeichtet.“ Diesen soll man nicht erlauben, die Sünde zu beichten, wenn dies auch momentan einige Beruhigung brächte. Läßliche Sünden können auch durch andere Mittel, Gebet, hl. Messe, hl. Kommunion, Werke der Nächstenliebe, geduldige Ertragung von Schmerzen oder Widerwärtigkeiten, selbst durch willige Erfüllung der Arbeits-

pflichten, nachgelassen werden. Weil aber auch die läßlichen Sünden wirkliche Sünden sind, können sie auch durch die heilige Beichte erlassen werden. Wenn seit der letzten heiligen Beichte keine schweren Sünden vorgekommen sind, muß wenigstens die eine oder andere läßliche Sünde gebeichtet werden. Sind aber seit der letzten Beichte weder schwere noch läßliche Sünden geschehen, will aber der Christ trotzdem eine hl. Beichte ablegen, dann muß gesorgt sein, daß der Beichtvater einen entsprechenden Stoff zur Lossprechung vorgelegt erhält. Losgesprochen können aber nur Sünden werden. Sind nun solche in der letzten Zeit nicht geschehen, bleibt dem Beichtenden nichts anderes übrig, als früher begangene Sünden vorzulegen, auch wenn sie schon gebeichtet und nachgelassen sind.

Ist es aber nicht widersinnig, solche Sünden zu beichten? Oberflächlich betrachtet, könnte man so denken. Hatte ich Schulden und habe ich sie bezahlt, so werde ich sie nicht noch einmal bezahlen. Hatte ich mein Kleid beschmutzt, aber den Schmutz beseitigt, so werde ich es nicht noch einmal waschen. Habe ich die Eltern beleidigt, sie um Verzeihung gebeten und auch die Verzeihung erlangt, so habe ich keinen Grund, noch einmal um Verzeihung zu bitten. Darum scheint es ganz unnütz zu sein, schon gebeichtete und nachgelassene Sünden noch einmal zu beichten. Aber bei genauer Betrachtung verhält sich die Sache anders. Bei der Sünde kommt zweierlei in Betracht: Ich füge meiner Seele eine Wunde zu und lege ihr eine Schuldenlast Gott gegenüber auf, und ich beleidige dadurch Gott. Durch die Lossprechung wird die erste Wirkung der Sünde aufgehoben, die Seele wird wieder gesund, und das Schuldbewußtsein Gott gegenüber verschwindet. Aber das Zweite, die Tatsache, daß ich Gott beleidigt habe, bleibt bestehen; *factum infectum fieri nequit* — Tatsachen können nicht mehr aus der Welt geschafft werden. Hier darf ich nun eine praktische Folgerung ziehen und noch einmal und immer wieder um Verzeihung bitten. Manches Kind, das einmal die Eltern schwer beleidigt hat, pflegt später öfters auf diese Tatsache zurückzukommen und sagt: „Wenn ich nur das nicht getan, wenn ich euch nur nicht so schwer beleidigt hätte!“ Das empfindet niemand als widersinnig. Das hat aber auch eine bestimmte wohltätige Wirkung für das Kind. Daraus ersehen die Eltern, daß das Kind eine besonders große Liebe zu ihnen trägt; sie bekommen auf eine solche Äußerung hin das Kind noch lieber und erteilen noch einmal Verzeihung. Dieselbe Wirkung löst es aus, wenn der Christ schon gebeichtete und nachgelassene Sünden wieder beichtet. Er tritt dabei gleichsam vor Gott

hin und erklärt: Es tut mir leid, daß ich einmal diese Sünde begangen und Dich, meinen Gott, dadurch beleidigt habe. Auch in diesem Fall wird die Antwort erhöhte Liebe von seiten Gottes dem Menschen gegenüber sein. Gott spricht durch seinen Stellvertreter noch einmal Worte der Verzeihung.

Was folgt daraus? 1. Solche Sünden einzuschließen, entspricht ganz der menschlichen Natur und bringt obendrein dem Menschen seelischen Nutzen.

2. Diese Praxis ist sogar in sehr vielen Fällen notwendig. Die Ordensleute haben vielfach in ihren Regeln die Verpflichtung, wöchentlich zu beichten. Da mag es oft vorkommen, daß seit der letzten Beichte keine wirkliche Sünde geschehen ist. So ist die Ordensperson direkt gezwungen, frühere Sünden einzuschließen. Freilich wird der kluge Beichtvater raten, nicht immer dieselbe Sünde einzuschließen, sondern bald Nachlässigkeit im Gebetsleben, bald Pflichtversäumnis, bald Fehler gegen die Nächstenliebe. Nur ganz selten sollen etwaige Sünden gegen das sechste Gebot eingeschlossen werden, weil es ratsamer ist, sich daran nicht mehr zu erinnern.

3. Darum kann dem Beichtvater kein Recht zugestanden werden, diese Praxis zu verbieten.

4. Es darf aber auch nicht angeraten werden, deshalb seltener zu beichten. Die hl. Beichte hat bekanntlich so kostbare Wirkungen, wie Minderung der bösen Neigungen und Stärkung der guten, daß es nur vernünftig scheint, oft zu beichten. Übrigens hat Papst Pius XII. jene Priester gerügt, die die Gläubigen von öfteren Andachtsbeichten abhalten wollen. Weiters darf eine psychologische Erwägung nicht übersehen werden. Dem Menschen fällt es ohnehin oft schon schwer, beim Beichtstuhl zu stehen, weil er sich damit vor der Öffentlichkeit als Sünder bekennt. Das würde noch um vieles erschwert, wenn man nur zur Beichte gehen dürfte, „wenn es sich auszahlt“, d. h. wenn man Größeres verbrochen hätte. Da wäre es wirklich berechtigt, bei denen, die zur Beichte gehen, zu vermuten, sie hätten sich Größeres zuschulden kommen lassen. Man denkt da unwillkürlich an den Pfarrer, der bei der Wallfahrt den Teilnehmern die Weisung gegeben haben soll: „Wegen Mangels an Zeit sollen nur die zur Beichte kommen, die eine schwere Sünde begangen haben, die übrigen sollen so zur hl. Kommunion gehen!“ Wenn es nicht anginge, schon gebeichtete Sünden einzuschließen, wäre auch der Gebrauch, Generalbeichten abzulegen, unstatthaft. Und doch werden solche dringend empfohlen bei Missionen und

Exerzitien, beim Eintritt in den Orden oder in den Ehestand und bei manchen anderen Gelegenheiten. In den weitaus meisten Fällen handelt es sich dabei um Sünden, die bereits gebeichtet und durch die Lossprechung getilgt worden sind.

Wien.

P. Alois Bogsrucker S. J.

Mitteilungen

Die Zeitberechnung des can. 33, § 1. Dazu hat bekanntlich die Päpstliche Kommission für die authentische Interpretation des kirchlichen Gesetzbuches am 29. Mai 1947 zwei authentische Erklärungen abgegeben¹⁾, die auch für den Seelsorger beachtenswert sind.

Die erste Frage lautete also: „An, electo uno temporis supputandi modo, hic vi can. 33, § 1, in actionibus formaliter diversis, mutari possit.“ Die zweite hatte folgenden Inhalt: „An tres Missae celebratae nocte Nativitatis Domini sint actiones formaliter diversae.“ Die Antwort auf die erste Frage lautete: „Affirmative“, auf die zweite: „Negative.“ Can. 33, § 1, um welchen es sich handelt, lautet also: „In supputandis horis diei standum est communi loci usui; sed in privata Missae celebratione, in privata horarum canonicarum recitatione, in sacra communione recipienda et in ieiunii vel abstinentiae lege servanda, licet alia sit usualis loci supputatio, potest quis sequi loci tempus aut locale sive verum sive medium, aut legale sive regionale sive aliud extraordinarium.“

Der Anlaß zu dieser Entscheidung war folgender: In einer Diözese Südamerikas, wo Weihnachten in den Sommer fällt, zelebrierte Titius um Mitternacht nach der gesetzlichen Zeit die Missa in Nocte; tatsächlich war die wahre Zeit 11 Uhr nachts des 24. Dezember. Als er um 24.40 Uhr der gesetzlichen Zeit die hl. Messe beendet hatte, nahm er ein Essen zu sich. Nachdem er sich gestärkt hatte, bat ihn der Pfarrer, er möge um 8 Uhr und 10 Uhr die zweite und dritte hl. Messe lesen. Da bemerkte Titius, er habe bereits etwas gegessen, er könne daher nicht mehr zelebrieren. Dazu erklärte der Pfarrer: Es besteht gar keine juristische Schwierigkeit für die Zelebration einer zweiten und dritten Messe; denn nach dem Essen fehlten noch 10 Minuten auf 1 Uhr der legalen Zeit; also hast du 10 Minuten vor Mitternacht der wahren Zeit zu essen aufgehört; du bist daher noch nüchtern im Sinne des eucharistischen Fastens. Titius ließ sich diese Worte nicht zweimal sagen und beschwichtigte sein Gewissen

¹⁾ A.A.S., vol. 39, p. 373 s.

mit folgender Gesetzeserklärung: Das eucharistische Fasten bezieht sich selbstverständlich auf die hl. Messe, die man lesen muß, nicht aber auf eine Messe, die bereits gelesen ist. Zudem fängt das eucharistische Fasten erst um Mitternacht wahrer Zeit an; in diesem Augenblick war ich ja noch nüchtern gemäß can. 808, der bestimmt: „*Sacerdoti celebrare ne liceat, nisi ieiunio a media nocte servato.*“ Nach dieser etwas mutigen Gesetzesinterpretation legte sich Titius zu Bett und las dann um 8 Uhr und 10 Uhr die beiden Messen.

Da dieses Vorgehen des Titius und des Pfarrers in der Diözese Aufsehen erregte und die Köpfe sich im Disputieren pro und contra erhitzen, legte der zuständige Ordinarius der römischen Behörde vier Fragen vor: Die beiden ersten, welche einzig und allein von der Interpretationskommission berücksichtigt wurden, lauteten also: I „*Utrum, qui eligit unum computum temporis, non possit mutare in actionibus formaliter diversis.*“ II „*Utrum missae celebratae nocte Nativitatis, ut in casu, sint actiones formaliter diversae.*“

Zum Verständnis der authentischen Interpretation muß zunächst auf zwei Schwierigkeiten, welche can. 33, § 1, bietet, aufmerksam gemacht werden. Die erste Schwierigkeit ist diese: Sind die Ausnahmen, welche das Gesetzbuch im can. 33, § 1, gestattet, gesetzlich festgelegt (*taxative*) oder sind sie nur beispielshalber angeführt (*exemplative*)? Es gibt Autoren, welche außer den vier Ausnahmen des can. 33, § 1, diese privilegierte Zeitrechnung auch auf andere Fälle anwenden, z. B. auf die Berechnung der Sonn- und Feiertage (can. 1246) und die Gewinnung der Ablässe (can. 923). Diese Ansicht vertreten, um nur einige Autoren anzuführen, Vermeersch in „*Theologia moralis*“, ed. III, vol. I, n. 352, *quaeritur primo*; andere Autoren werden noch genannt von Michiels, „*Normae Generales C. J. C.*“, vol. II. p. 138, *nota 4*.

Von größerer Bedeutung ist die zweite Schwierigkeit: Muß die einmal getroffene Wahl der Zeit stets eingehalten werden, auch wenn es sich um verschiedene Gesetze handelt, welche verschiedene Handlungen vorschreiben, ohne daß diese innerlich (*formaliter*) zusammenhängen? Ein Beispiel: Caius ißt in der Nacht vom Freitag auf Samstag Fleisch nach mitteleuropäischer Zeit, da es nach dieser bereits Samstag ist (15 Minuten nach Mitternacht). Darf er nun am Samstag zelebrieren oder kommunizieren mit der Begründung, nach der Sonnenzeit sei es erst 11 Uhr 30 nachts gewesen, als er Fleisch gegessen habe; er sei also noch nüchtern im Sinne des eucharistischen Fastengebotes. Darf er erlaubterweise beide Handlungen setzen? Oder muß er die einmal für das Fleischessen gewählte mitteleuropäische Zeit auch für die

Zeilebration und die Kommunion beibehalten und daher auf Zeilebration oder Kommunion verzichten? Oder kann Caius wirklich beide Zeitrechnungen anwenden: die eine für das Fleischessen, die andere für die Zeilebration und die Kommunion? Es gibt Autoren, welche diese Wahl gestatten und folgendes Beispiel anführen: Der Priester Michael ißt von Freitag auf Samstag mitternachts um 12 Uhr und 5 Minuten Fleisch mit der Begründung, nach der mitteleuropäischen Zeit sei es bereits Samstag. Am selben Samstag zeilebriert er die hl. Messe; denn, so sagt er, nach der gesetzlichen Zeit sei er noch nüchtern nach can. 808, da er nach dieser Zeit am Freitag nachts 11.30 Uhr aufgehört habe zu essen. Mit dem Breviergebet stand Michael bei der Prim des Freitags. Da es ihm zu schwer fällt, die halbe Stunde der gesetzlichen Zeit, die bis 12 Uhr nachts noch übrig bleibt, zum Breviergebet zu benützen, tröstet er sich mit dem Gedanken: nach der wahren Sonnenzeit ist der Freitag unwiderruflich in das Meer der Vergangenheit versunken. Also wozu noch das Brevier von der Prim bis zur Komplet vom Freitag beten?

Wie beurteilt nun die Interpretationskommission das Verhalten des Priesters Michael? Vom juristischen Standpunkt aus gibt sie ihm recht mit der Antwort: *Affirmative ad Dubium*: „An, electo uno temporis supputandi modo, hic, vi can. 33, § 1, in actionibus formaliter diversis, mutari possit.“ Welche Beweggründe die Kardinalskommission zu dieser Antwort veranlaßt haben, ist mir natürlich nicht bekannt. Zur juristischen Begründung der von den Kardinälen vertretenen Ansicht kann ich die folgenden Beweise anführen.

Zunächst einen rein negativen: Das alte Recht steht der gegebenen Interpretation nicht im Wege; denn weder die kirchliche Überlieferung noch die theologische Doktrin können für die eine oder andere Ansicht geltend gemacht werden²⁾. Denn die Zeitberechnung, wie sie die Moralisten vor dem Kodex anwandten, ist wesentlich verschieden von der Berechnung des can. 33, § 1. Dieser Kanon berücksichtigt ganz verschiedene Zeitberechnungen, die gesetzlich erlaubt sind. Die alten Moralisten dagegen hatten nur ein Zeitsystem vor Augen. Sie beantworteten die Frage: Darf man im Zweifel über den Zeitpunkt, in welchem gesetzlich gewisse Handlungen vorgenommen oder unterlassen werden müssen, sich nach verschiedenen Uhren richten, welche auf ein und das-

²⁾ S.R.C. 18. sept. und 2. nov. 1634 (Fontes C.J.C., n. 5354; vol. VII, p. 833); 7. aug. 1875 (l. c. 6077; vol. VIII, p. 196); 12. maii 1905 (l. c. n. 6338; vol. VIII, p. 377); S. Poenit. 18. jun. 1873 (l. c. n. 6430, p. 459); 29. nov. 1882 (l. c. n. 6434, p. 461); S.C.C. 23. jul. 1893 (l. c. n. 4287; vol. V, p. 719).

selbe Zeitsystem eingestellt waren (vgl. Michiels, l. c. p. 142). Obwohl die Römische Kurie schon vor dem Kodex mehrere Bestimmungen über die Zeitberechnung getroffen hat, so war doch P. Vermeersch S. J. der einzige Autor, welcher vor dem Kodex in seinen lithographierten Schriften die Frage behandelte, wie sie von can. 33, § 1, aufgeworfen und in der authentischen Erklärung im Sinne Vermeersch's bestätigt wurde (vgl. Michiels, l. c. p. 144, nota 1). Auf can. 33, § 1, kann also can. 6, n. 2—4, nicht angewandt werden.

Positiv ist zu sagen: Die Lösung des ersten Zweifels ist einzig und allein im Willen des Gesetzgebers zu suchen, der sich im can. 33, § 1, ausgedrückt findet; dieser Wille ist kundgegeben im eigentlichen Wortsinn des can. 33, § 1 (can. 18). Zunächst stellt can. 33, § 1, eine allgemein gültige Regel auf: „*standum est communi loci usui*.“ Dann gewährt er für vier Fälle die weitgehendste Freiheit in der Benützung der verschiedenen Zeitsysteme (*loci tempus aut locale sive verum sive medium, aut legale sive regionale sive aliud extraordinarium*). Der Gesetzgeber macht auch nicht die geringste Einschränkung für den Gebrauch der verschiedenen Zeiten. Wir dürfen daher auf can. 33, § 1, die Rechtsregel anwenden: „*Ubi lex non distinguit, nec nostrum est distinguere*“ (cap. 6, § 2, X. I. 33).

Ferner erklärt eine andere Rechtsregel: „*Quod legislator voluit, expressit; quod noluit, tacuit*“ (vgl. cap. 12. X. III. 30). Wenn also der Gesetzgeber eine andere Ansicht — nämlich die engere — hätte vertreten wollen, dann konnte er, ja mußte er nach den Worten „*sive aliud extraordinarium*“ einen einschränkenden Zusatz machen, etwa diesen: „*dummodo inter citatos casus nullus sit connexus, ne materialis et accidentalis quidem*“. Diese Einschränkung fehlt im can. 33, § 1. Also könnte man gegen den Gesetzgeber die Rechtsnorm geltend machen: „*Contra eum, qui legem potuit dicere apertius, interpretatio est facienda*“ (reg. 57. P. J. in VI; vgl. l. 39 D. II. 14). „*Nihil tam proprium legis quam claritas*“.

Auch can. 19 begünstigt die weitere Auffassung mit der Bestimmung: „*Leges quae . . . liberum iurium exercitium coarctant . . . strictae subsunt interpretationi*.“ Tatsächlich schränkt can. 33, § 1, durch die absolute Norm: „*standum est communi loci usui*“ die Gläubigen im Gebrauche der verschiedenen Zeiten ein; also wäre es unangebracht, den can. 33, § 1, durch eine möglichst enge Erklärung einzuschränken. Wir können mit Recht geltend machen: „*In obscuris minimum est tenendum*“ (reg. 30 R. J. in VIo) und vor allem die andere Regel: „*Quod ad gratiam alicuius conceditur, non est in eius dispendium retorquendum*“ (reg. 61. R. J. in VIo).

Zudem muß bemerkt werden, daß die vier Ausnahmefälle des can. 33, § 1, unter sich in keinem innerlichen Zusammenhang stehen. Daher steht keine innere Schwierigkeit dem Gebrauche der verschiedenen Zeiten für verschiedene Akte entgegen. Endlich sind die Akte, welche im can. 33, § 1, eine Bevorzugung erfahren, privater Natur; diese privaten Akte des Gottesdienstes und der persönlichen Andacht überläßt die Kirche dem freien Ermessen der Gläubigen.

Der Titel „de supputatione temporis“ ist im Kirchenrechte ganz neu; die historische Entwicklung dieses Titels, wie sie in der zweiten Anmerkung zum Ausdruck kommt, spricht ebenfalls zugunsten der authentischen Interpretation, um zu schweigen von den Autoren, welche schon früher diese Ansicht vertreten. Außer Michiels (1. c. p. 136—149), welcher zehn Autoren zugunsten seiner Ansicht anführt, darunter Vermeersch (1. c.) und Creusen „Nouvelle Revue Theol.“ (1923, p. 464—474), nenne ich Van Hove in „Commentarium Lovaniense“, vol. I, tom. III, n. 297 sq.; „Ephemerides Lovanienses“, tom. III, p. 405; Beste O.S.B. „Introductio in Codicem“, ed. III, p. 102 sq., wo die Doktrin klar dargelegt und mit Beispielen beleuchtet wird.

Die zweite Frage, ob die drei hl. Messen am Weihnachtsfest „actiones formaliter diversae“ seien, wurde mit Recht negativ beantwortet. Das geht aus can. 806 und can. 821 hervor. Derselben Ansicht sind Autoren wie Michiels, 1. c. p. 147, 2. a; Van Hove, 1. c. n. 300; Weigert in: „Theol.-prakt. Quartalschrift, 80 (1927), p. 335—36; Jone, Gesetzbuch, I, p. 56; S. C. S. O. 10. (11.) nov. 1943. Es ist nach dem Gesagten gar nicht zu fragen, ob Titius richtig gehandelt hat. S. C. S. O. hat am 10. November 1943 seine Handlungsweise verurteilt.

Rom.

P. Gerard Oesterle O.S.B.

Die Anschlagtafel. Zur Freude für die Einheimischen und Fremden findet man beim Eingang mancher Kirchen und Kapellen eine Tafel mit der Gottesdienstordnung, mit den Namen der Geistlichkeit und einer kurzen Geschichte der Pfarre und ihrer Kirche. Wo viele fremdsprachige Menschen an der Kirche vorbeikommen, ist diese Kirchentafel mehrsprachig.

Die Monatstafel bringt vielenorts die Namen der an diesen Tagen verstorbenen Pfarrangehörigen. Nicht weniger wichtig sind auch die Hauptheiligen des Kirchenkalenders. Dadurch wird die Anschlagtafel nicht bloß ein Auskunftsmittel für Wißbegierige, sondern auch eine lebensnahe Anleitung zur gottgewollten Heiligung.

Prambachkirchen (O.-Ö).

P. Carl L. R u s s m a n n O.S.F.S.

Das katholische Missionswerk

Die Lage der Kirche in Korea im Zusammenhang mit ihrer großen Vergangenheit

Von Univ.-Prof. Dr. Joh. Thaurén S. V. D., Wien-St. Gabriel

Heute steht Korea im Mittelpunkt der Weltspannungen. Bis zum 16. Jahrhundert war es für Europa ein unbekanntes Land. Auf den Karten der ersten holländischen Ostasienfahrer figuriert es noch als Insel. Sein Name stammt vom chinesischen Wort „Kaoli“, das koreanisch „Korie“, japanisch „Kore“ gesprochen wird. Im 18. Jahrhundert bis zum Sturz des koreanischen Kaiserreichs hieß es offiziell: Tsionien und Tschowsien = Land der Morgenstille. Unter dem chinesischen Kaiser Kanghi (1662—1723) wurde der Versuch unternommen, für China und die übrige Welt ein genaues geographisches Bild von Korea zu erhalten. P. Regis S. J., Geograph am chinesischen Kaiserhof, schuf die erste, wenn auch noch unvollständige Karte, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts maßgebend blieb. 1845 wurde dem ersten koreanischen Priestertermityrer, dem sel. Andreas Kim, die Möglichkeit gegeben, im Staatsarchiv von Söul eine gute und vollständige Karte des Landes zu kopieren.

Korea ist fast ausschließlich Gebirgsland; eine große, hügelige Plateaulandschaft ist nur die Gegend von Naipo. In den tiefen und breiten Tälern wird Reis angebaut. Der fruchtbare Boden wird durch Kanäle künstlich bewässert. Die entlegenen, unfruchtbareren nördlichen Gebirgsgegenden wurden erstmalig in den Verfolgungszeiten von den Christen, die sich vor ihren Feinden sichern wollten, besiedelt und kultiviert. Erst nach Jahrzehnten zogen dann auch heidnische Siedler in dieses Gebiet. Außer Reis bringt der Boden unter einem gemäßigten Klima Getreide, Gemüse, Obst und die aus China eingeführte Baumwolle hervor. Das Land ist reich an wertvollen Nadelhölzern, Steinkohle, Eisenerzen und Kupfer. 1930 wurden auch 5500 kg Gold und 1600 kg Silber gewonnen. Die größten Industrieanlagen und Bergwerke befinden sich in Nordkorea.

Trotz der großen Kindersterblichkeit und dauernder Kriege nimmt die Bevölkerungszahl ständig zu. Von 1913 bis 1930 stieg sie von 14,8 auf 21 Millionen und wird heute mit 25 Millionen beziffert. Je 95 Bewohner kommen auf 1 qkm. Die Bestrebungen Japans während seiner Herrschaft über Korea, einen Teil seiner überschüssigen Bevölkerung hier anzusiedeln, scheiterten trotz allen staatlichen Druckes und finanzieller Unterstützung. Nur 3 Prozent der Bevölke-

rung waren zur Zeit des Ausbruches der Feindseligkeiten Japaner. Die Koreaner sind ein Mischvolk, dessen rassische Entwicklung heute noch nicht geklärt ist, da geschichtliche Unterlagen fehlen.

Von China kam der Konfuzianismus nach Korea. 372 n. Chr. brachte ein chinesischer Mönch auch den Buddhismus in dieses Land. Der Buddhismus wurde auch die Brücke für die Übernahme der chinesischen Kultur. In der Folge wurde Korea auch das Durchgangsland, das die chinesische Kultur nach Japan vermittelte. Nach der Einigung des Landes erreichte der Buddhismus in Korea seine höchste Blüte, mit dem auch der Aufstieg der Kultur parallel ging. Unter der Li-Dynastie (1342—1910) verfielen Religion und Kultur in zunehmendem Maße. Korea als Vermittler chinesischer Kultur brachte durch eine Gesandtschaft des japanfreundlichen Staates Petsi gleichfalls den chinesischen Buddhismus mit seinen verschiedenen Schulen und Zersplitterungen nach Japan. Hier nahm dieser eine selbständige Entwicklung und erfuhr eine besondere Ausgestaltung. Bis gegen Ausgang des europäischen Mittelalters bildete daher Korea einen wesentlichen Faktor in der Kulturentwicklung Ostasiens.

Die geographische Lage Koreas gibt dieser Halbinsel eine entscheidende strategische Stellung für die Machtverhältnisse im Fernen Osten. Das tragische Schicksal dieses Landes, das wir erleben und das heute ein Stück Welt-schicksal zu werden droht, wiederholte sich im Laufe der Geschichte ständig. Denn Korea bildete immer wieder das Aufmarschgebiet und die Operationsbasis für die kriegerischen Unternehmungen zwischen Japan und China um die Vorherrschaft in Fernost. Städte, Flüsse und Häfen, die heute in den Frontberichten aus Korea aufscheinen, kehren in den geschichtlichen Quellen über die Kämpfe um dieses Land oft und oft wieder.

Nach den ältesten chinesischen Quellen gründete hier bereits im 12. Jahrhundert v. Chr. ein Glied der chinesischen Changdynastie ein Königreich, das von China anerkannt wurde. Zur Zeit Christi teilte sich das Land in drei Reiche: Kaoli im Nordosten, Petsi im Westen und Silla im Südosten. Diese lagen untereinander ständig in blutiger Fehde. In den ersten zehn Jahrhunderten n. Chr. mußte Kaoli sich dauernd gegen die Eroberungsgelüste Chinas und Silla gegen den Ausdehnungsdrang Japans wehren. In den japanischen Archiven finden sich aus dieser Zeit fünfzig Friedensverträge mit Korea. Im 11. Jahrhundert wurden die drei Reiche mit Hilfe Chinas zu einem Staat unter der Dynastie Kaoli oder Korie ver-

einigt. Damit begann eine Friedensperiode von vier Jahrhunderten. Der Sturz der Ming in China führte ebenfalls zum Dynastiewechsel in Korea (1392). Die Titsien-Herrscherfamilie besetzte den Thron und hielt ihn bis zur Einverleibung Koreas in das japanische Reich (1911). Hanjang (Söul) wurde zur Hauptstadt.

Um 1580 besiegte Korea Japan und besetzte einige Provinzen des japanischen Reiches, die Korea tributpflichtig wurden. Als Taikosama in Japan absoluter Herrscher geworden war, nahm er blutige Rache. 1592 eröffnete er mit einem Heer von 200.000 Mann den Krieg. Er gedachte, von Korea aus in China einzufallen. Nur der Tod Taikosamas (1598) konnte die Besitznahme des eroberten Landes verhüten. 1615 schloß Korea mit Japan einen harten Frieden; es blieb dem Sieger fortan tributpflichtig.

Dieser Krieg brachte auch die erste Berührung Koreas mit dem Christentum. Taikosama verfolgte mit der Invasion Koreas noch ein Nebenziel. Das Christentum hatte seit den Tagen des hl. Franz Xaver in Japan eine ungeahnte Ausdehnung genommen und selbst unter den Landesfürsten mächtige Anhänger gefunden. Die heidnischen Religionen fühlten sich in ihrem Bestande bedroht. Taikosama hatte sich entschlossen, das Christentum in unblutiger Verfolgung vom japanischen Boden zu verdrängen. Deshalb hatte er für seine Korea-Expedition die christlichen Fürsten und Lehensherren befohlen. Die Truppen waren zum größten Teil christlich. Taikosama wollte die Christen mit ihren Führern nach dem Kriege in Korea belassen, um dann die noch in Japan verbliebenen christlichen Familien in das eroberte Gebiet zu verschicken. So gedachte er, sich das Odium einer blutigen Christenverfolgung ersparen zu können. Da der Krieg sich in die Länge zog, kam auf Drängen des christlichen Großadmirals Augustin Arimandono, des Fürsten von Fingo, der Jesuitenmissionar Gregor von Cespedes als Militärseelsorger von Japan nach Korea (1594). An eine Missionsarbeit unter der Bevölkerung des besetzten Landes war nicht zu denken. Er sah Koreaner nur als Kriegsgefangene. Schon bald mußte er den Intrigen heidnischer Militärs weichen. Den christlichen japanischen Truppen selbst war jeder Versuch einer Einflußnahme auf die Bevölkerung unmöglich gemacht, da diese sich vor den feindlichen Soldaten zurückzog und jegliche Verbindung mit ihnen vermied. Von dieser Epoche der ersten Berührung ist keine Spur des Christentums zurückgeblieben.

Die japanische Heerführung sandte indessen die koreanischen Kriegsgefangenen und Internierten als Sklaven nach

Japan, wo sie zum Teil in christliche Familien kamen und getauft wurden. Wenige Jahre nach Taikosamas Tod brach die offene Christenverfolgung in Japan aus. Unter den Blutopfern dieser Zeit sind auch Koreaner. Ihre Namen wurden japanisiert und sie figurieren in der Liste der japanischen Blutzengen. Wir fügen kurz die wichtigsten Namen an: Michael, ein koreanischer Landarbeiter; Peter Djin-kuro (enthauptet am 22. November 1614 in Nagasaki); Kosmas Takeya (lebendig verbrannt in Nagasaki am 18. November 1619). Unter den 22 japanischen Märtyrern des 2. September 1622 befinden sich vier Koreaner, u. zw. Jnès, die Gattin Takeyas, ferner Antonius (lebendig verbrannt), seine Frau Maria und ihre Kinder, der 10jährige Johannes und der 3jährige Peter (enthauptet). Am 4. September 1624 wurden Sixtus Cazayernon und seine Frau Katharina in Chemboku enthauptet. Am 5. November des gleichen Jahres wurde der junge Caio in Nagasaki lebendig verbrannt. 1622 erlitt Kuan Cafioie mit mehreren Jesuiten den Tod der Blutzengen. In der Reihe der koreanischen Glaubenshelden in Japan sind auch die Hofdamen Julia Ota, die in der Verbannung starb, und Isabella, die mit 64 Glaubensgenossen in den heißen Schwefelquellen von Ungen gequält wurde. Ohne auf die Christianisierung ihres Volkes irgendwelchen äußeren Einfluß zu nehmen, erinnern diese Märtyrer den gläubigen Christen an den Tod des Täufers am Jordan im Gefängnis von Machärus.

1616 fiel China in Korea ein und erzwang die Anerkennung der Oberhoheit des chinesischen Kaisers. Als Zeichen der Unterwerfung mußte jedes Jahr eine koreanische Gesandtschaft nach Peking kommen, um die hohen Tributlasten abzuliefern und den chinesischen Kalender in Empfang zu nehmen. Die Fixierung des Kalenders war nämlich ausschließliches Recht des chinesischen Kaisers, des „Sohnes des Himmels“, der persönlich jährlich den neuen Kalender den höchsten Beamten überreichte, die ihn dann im Namen des Kaisers ihren untergeordneten Amtsträgern übermittelten. Die Entgegennahme des Kalenders bedeutete die Anerkennung des Kaisers als höchsten Herrschers¹⁾.

Einzigartig in der Missionsgeschichte ist der Einzug des Christentums in Korea. Er vollzog sich in drei aufeinander folgenden Etappen: 1. Wegbereitung durch das Buch,

¹⁾ Die genaueste Festsetzung des Kalenders nach astronomischen Berechnungen war damals für China von höchster Bedeutung. Damit erklärt sich leicht, weshalb die Astronomen und Mathematiker unter den Missionaren zu dieser Zeit am chinesischen Hofe so hohes Ansehen genossen.

2. Verbreitung der christlichen Ideenwelt durch Laien und
3. durch Predigt und priesterliches Wirken der Missionare.

1631 traf in Peking der koreanische Gesandte Tsiengtuen, der den jährlichen Tribut nach Peking brachte, einen Mitbruder P. Riccis und erhielt von ihm viele wissenschaftliche Bücher, darunter auch apologetische Schriften P. Riccis. 1720 führte der Leiter der koreanischen Gesandtschaft Ni I-mieng-i mit mehreren Missionaren Religionsgespräche, ohne von ihnen überzeugt zu werden. Jedenfalls haben die aus China eingeführten Schriften über die katholische Religion in Korea weites Interesse gefunden und eine wenn auch verschwommene Idee vom Christentum verbreitet. Nach koreanischer Überlieferung veranlaßte die Lektüre dieser Schriften einen Wahrheitssucher, Hong-Yu-han-i oder Sirianghi (geboren 1736), sein Leben ganz nach der Lehre des Christentums, wie er sie verstanden hatte, zu formen. Er lebte 13 Jahre als frommer Einsiedler in den Bergen. Die Taufe dürfte er nicht empfangen haben.

1784 war das entscheidende Jahr für die Mission in Korea. Das Werkzeug der Vorsehung war ein Laie, Piek-i oder Ne-Tek-tso, der durch Bildung, Lebensernst, Abstammung und körperlichen Wuchs sich aus der Menge seiner Altersgenossen besonders abhob. Er gehörte zu den Kreisen, die aufrichtig nach der „wahren Wissenschaft“ suchten. Sein Freund Seng-hun-i reiste nun mit der jährlichen Gesandtschaft nach Peking und wurde dort vom Franziskanerbischof Alexander von Gorea auf den Namen Petrus getauft. Seng-hun-i brachte neben katholischen Kultgegenständen auch eine Anzahl christlicher Schriften mit, die er Piek-i und seinen Freunden zum Studium zukommen ließ. Piek-i wurde auf den Namen Johannes Bapt. getauft. Gleichzeitig mit ihm empfing dieses Sakrament sein gleichgesinnter und hochgebildeter Freund Kuen Il-sin-i (Franz Xaver). Petrus, Johannes und Franz Xaver, wie sie in der Geschichte kurz genannt werden, beschlossen, sich ganz der Predigt des Evangeliums zu widmen. Sicher kommt Piek-i der Ruhm zu, dem Evangelium den Weg bereitet zu haben, wenn er später auch unter dem Druck seiner heidnischen Eltern in entscheidender Stunde schwach wurde und aus der Geschichte verschwindet. Jedenfalls wirkten in dieser Vorbereitungszeit die Laien mit hingebendem Eifer in Wort und Schrift, so daß sich schon bald eine kleine Gemeinde bildete, die auch eine priesterliche Hierarchie, wie sie Seng-hun-i in Peking gesehen hatte, errichtete. Nach den Zeremonien der heiligen Messe wurde ein Gottesdienst eingerichtet. Selbst die Beichte wurde eingeführt. Schließlich aber erkannten diese „Laienpriester“ durch tieferes Studium

der christlichen Schriften und die Antwort des Erzbischofs von Peking auf ihre Zweifel, daß alle von ihren „gewählten Priestern“ gespendeten Sakramente außer der Taufe ungültig seien. Der gewählte „Klerus“ unterwarf sich sofort und begnügte sich mit religiöser Unterweisung bei Christen und Heiden und Spendung der Taufe.

Inzwischen hatte der Haß gegen die neue Religion das erste Blutopfer gefordert. Der Laienapostel Thomas Kim Pem-u starb nach schweren Foltern für den Glauben (1784). Unter denen, die der Prüfung dieser Zeit nicht gewachsen waren, beklagten die Christen auch Petrus Seng-hun-i, die Stütze der kleinen Gemeinde. Um das Jahr 1800 zählte die Kirche 4000 Anhänger, die keinen Priester je gesehen hatten. Ein einzig dastehendes Beispiel in der Kirchengeschichte und ein leuchtendes Vorbild für das Laienapostolat unserer Tage!

1795 entsandte der Bischof von Peking den ersten Priester, Jakob Tju, nach Korea. Er brachte die Zahl der koreanischen Christen auf 10.000. 1801 starb er mit 300 Christen den Martyrertod. Es folgte Verfolgung auf Verfolgung (1815, 1817, 1825). Die Briefe der Christen an den Bischof von Peking und an Papst Pius VII. und Leo XII., die in der vatikanischen Bibliothek aufbewahrt sind, geben einen erschütternden Bericht über den Leidensweg der Verfolgten.

1831 errichtete Gregor XVI. das Apostolische Vikariat Korea. Der erste ernannte Apostolische Vikar, Brugière vom Pariser Seminar, starb auf der Hinreise in der Mongolei. Sein Nachfolger Imbert, der in Verkleidung die Grenze passierte, fiel mit zwei Priestern und zahlreichen Gläubigen 1839 der Verfolgung zum Opfer. Im Verfolgungsjahr 1846 starb der erste koreanische Priester, Andreas Kim, als Blutzeuge. Er und Bischof Imbert, dessen beide Genossen und 75 koreanische Martyrer aus den Jahren 1839 und 1846 wurden 1925 von Pius XI. seliggesprochen. Die blutigste Verfolgung brachte das Jahr 1866. 8000 Christen (nach anderen Quellen 30.000) wurden dem Henker überantwortet. Auch zwei Bischöfe und zehn Missionare wurden getötet. Durch zehn Jahre blieb sodann die Mission von Missionaren ganz entblößt. Bischof Ridel wurde 1878 nach einjähriger versteckter Tätigkeit nach China abgeschoben. Am 12. Juni 1882 erging nochmals ein königliches Verfolgungsdekret.

Die 1882 geschlossenen Handelsverträge mit dem Ausland sicherten Religionsfreiheit, jedoch keine Bewegungsfreiheit zu. Sie konnten aber lokale Verfolgungen nicht verhindern. Bischof Blanc sammelte nun die übriggebliebene Herde. Schon unter seinem Nachfolger Mutel

nahm das Christentum schnellen Aufschwung. Innerhalb von 20 Jahren (1890—1910) stieg die Zahl der Katholiken von 15.000 auf 77.000, so daß 1911 die erste Teilung des Gebietes in die Apostolischen Vikariate Söul und Taiku erfolgte. Nun kam eine Periode relativ ruhiger Entwicklung. Mancherlei Störungen erlitt die Korea-Mission auch durch den russisch-japanischen Krieg und die nachfolgende Okkupation durch Japan. Gegen das japanische Regime kämpften in blutigem Guerillakrieg die koreanischen „Soldaten der Gerechtigkeit“. Die Mission stand zwischen zwei Lagern. Beide verübten grausame Greuel gegen Mission und Christen. Die kaiserliche Proklamation von der Einverleibung Koreas in das japanische Reich sicherte zwar ausdrücklich volle Religionsfreiheit zu, jedoch fand der Shintoismus, der sich einzudrängen versuchte, amtliche Unterstützung, ohne eine größere Anhängerschaft gewinnen zu können. Viele tausende Koreaner wanderten aus Furcht vor den Japanern über die Grenze in die Mongolei. Ihre Missionierung wurde später von den Benediktinern von St. Ottilien (Diözese Yenki) in die Hand genommen. Gegen die japanische Zwangsherrschaft suchte das Volk bei den Missionaren Trost in seinen Nöten und Bildungsgelegenheiten, um dem Gegner geistig ebenbürtig zu werden und sich selbständig zu machen. Die Mission, bisher durch die Erhaltung der nackten Existenz vollständig beansprucht, wandte sich daher dem Aufbau eines Schulwesens zu, das aber nur bis zum Mittelschulwesen gedieh. Höhere und Hochschulen fehlten ganz. Um das Schulwesen vorwärtzutreiben, wurden 1908 die Benediktiner von St. Ottilien (Oberbayern) nach Söul berufen; sie eröffneten ein Lehrerseminar und eine Handwerkerschule. 1920 gründeten sie in Tokwon eine eigene Abtei, die, 1940 mit dem angrenzenden Gebiet zur Abbatia nullius erhoben, selbständiger Missionsbezirk wurde.

Den Stand der Mission bei Beginn der kriegerischen Ereignisse am 25. Juni vorigen Jahres zeigt uns der amtliche Bericht der Propaganda von 1950. Nach diesem zählte Korea 1949: 182.000 Katholiken und 9000 Katechumenen, die von 252 Priestern, darunter 89 einheimischen, betreut wurden. Korea zerfällt heute in 8 kirchliche Distrikte (4 Apostolische Vikariate, 3 Apostolische Präfecturen und 1 Abbatia nullius), von denen 5 der einheimische Klerus verwaltet. Bis zur Ankunft der Benediktiner von St. Ottilien wurde Korea ausschließlich von dem „Pariser Seminar für auswärtige Missionen“ missioniert. In jüngster Zeit übernahm das St.-Columban-Missionsseminar (Irland) zwei Missionsgebiete. Ferner unterstützen kanadische Franziskaner und Maryknoller

die Missionsarbeit. Die Pariser Missionare arbeiten heute, dem Geiste ihrer Gründer entsprechend, unter einheimischen Bischöfen. Der erste wurde 1940 bestellt.

Die meisten Katholiken leben in Südkorea: Söul (78.000), Taiku (37.000), Pyongyang (22.000) und Chonju (20.000), insgesamt 157.000 Katholiken mit 141 auswärtigen und 56 einheimischen Priestern. Der Mitarbeit zahlreicher Missions-schwestern (1949: 438) ist der Aufstieg der koreanischen Mission wesentlich zu verdanken. Von den Missionsschwestern-Kongregationen sind zu nennen: die St.-Pauls-Schwestern von Chartres, die Benediktinerinnen von Tutzing (Bayern) und die Maryknoller Missionsschwestern. 14 Volksschulen mit 5200 und 13 Mittelschulen mit 3300 Schülern werden im Bericht 1949 angeführt. Vom karitativen Wirkungsbereich sind 7 Spitäler mit 101 Betten zu nennen. Als besondere Leistung der Pariser Missionare ist die Herausgabe einer Tageszeitung, einer Zweiwochenschrift und einer Monats-schrift für die Jugend zu erwähnen, die bis zur Eroberung Söuls durch die Nordkoreaner erschienen. Was von all dem das blutige Ringen unserer Zeit übrig läßt, kann heute niemand prophezeien.

Als nach der Niederlage Japans (1945) Russen und Amerikaner sich in die Besetzung Koreas teilten, war eine neue Situation geschaffen. Die Teilung in eine russische und eine amerikanische Zone (38. Breitengrad als Grenze) schuf zwei staatspolitisch verschiedene Verwaltungsgebiete, die sich grundsätzlich verschieden zur Mission einstellten. Die nordkoreanischen Missionen wurden langsam stillgelegt, und die Missionare konnten nur mit Mühe noch eine Zeitlang der Seelsorge der Christen nachgehen. Im Süden genoß die Kirche großes Ansehen und die Gunst der regierenden Kreise, was ihr aber den Haß der Gegner zuzog. Mit der Regierung Ree, welche den dringenden sozialen Nöten der Bewohner nur wenig Rechnung trug und sich auf die besitzenden Kreise stützte, mußte sie ungerechterweise auch den Vorwurf asozialer Einstellung ertragen.

Die neugeschaffene Lage wirkte sich in Südkorea zunächst günstig aus. Die erste Bischofskonferenz der südkoreanischen Oberhirten forderte mit Nachdruck den Ausbau des höheren Schulwesens, schuf die Voraussetzung für soziale Arbeit, für eine katholische stoßkräftige Jugendbewegung und verstärkte Pressetätigkeit und stellte auch die Radiosendungen in den Dienst der Glaubensverbreitung. Die 1½ Millionen aus Nordnach Südkorea geflüchteten Bewohner erfuhren die groß-zügige Hilfe der Caritas. Von 1948 bis 1949 wurden 16.255

Taufen gespendet. In Söul wurden sieben neue Pfarreien errichtet, fünf neue Hospitäler erbaut und elf High-Schools eröffnet. Die Zahl der Priesterseminaristen stieg auf 243. Bei dem Einfall der Nordkoreaner wurden alle Männer unter 30 Jahren zum Militärdienst einberufen. Auch die Seminariisten, soweit sie die Subdiakonatsweihe noch nicht empfangen hatten, mußten einrücken.

Ende 1948 nahm die Regierung diplomatische Beziehungen mit dem Hl. Stuhl auf und ernannte den Katholiken Johannes Myab Chang zum Sonderbeauftragten der Republik Korea beim Hl. Stuhl. Bereits im April 1950 erfolgte die Errichtung einer Apostolischen Delegatur für Korea. Als Apostolischer Delegat wurde der Maryknoller Missionar P. Patrizius Byrne bestellt. Erzbischof Byrne blieb nach der Einnahme Söuls durch die Nordkoreaner in der Stadt zurück. Er wurde im Juni 1950 mit seinem Sekretär verhaftet, saß im Gefängnis von Kiam und wurde später weiter nach Norden verschleppt. Nach den jüngsten Meldungen wurde er in die Mandschurei abtransportiert und dürfte noch am Leben sein.

Eine der schmerzlichsten Folgeerscheinungen der letzten politischen Ereignisse ist die Zerstreuung der Gemeinden. Von Nordkorea sind im Laufe der wechselnden Fronten schätzungsweise $4\frac{1}{2}$ Millionen nach Südkorea geflohen. Die Schrecken des Krieges in Südkorea zwangen auch Hunderttausende dieses Gebietes zur Flucht. So sind faktisch die Gemeinden zerschlagen, und jede geordnete Seelsorge ist unmöglich gemacht, selbst wenn die Priester hätten bleiben können. Die Zerstörung des geordneten kirchlichen Dienstes ist ein Schaden, der erst in jahrzehntelanger Arbeit wieder gutgemacht werden kann. Nach den vorliegenden Berichten hat der weitaus größte Teil der Christen die Feuerprobe ihres Glaubens bestanden, und viele haben einen Mut gezeigt, der in nichts dem der seligen koreanischen Märtyrer nachsteht. Es kann hier nicht der gebene Ort sein, die Berichte im einzelnen sprechen zu lassen.

Die leiderprobte Kirche Koreas durchlebt wie das ganze Land ihre schwersten Stunden. Viermal in wenigen Monaten ist die moderne Kriegswalze über das Land gefahren und hat seinen weitaus größten Teil in ein wüstes Trümmerfeld gewandelt. Alle Kirchen und kirchlichen Gebäude im Operationsgebiet sind entweder zerstört oder vollständig ausgeplündert. In den von den Nordkoreanern besetzten Gebieten wurden alle Priester gefangengenommen und getötet. Kein einziger durfte seinen priesterlichen Pflichten nachgehen. In der Zeit vom 3. bis 10. Oktober 1950 wurden wenigstens 20 koreanische Priester ermordet; sie erfuhren das Schicksal ihrer elf im Juni 1950 niedergemachten Mitbrüder. Die meisten übrigen

koreanischen Priester wurden gefangen und nach Norden verschleppt; ihr Schicksal ist unbekannt. Auch der einheimische Bischof Msgr. Franz Hong, Apostolischer Vikar von Pyongyang, wurde gefangen und verschleppt. Rom ernannte in der Person des P. Georg Carrol (Maryknoller) einen Administrator. Bischof Paul Ro, Apostolischer Vikar von Söul, der bei Ausbruch der Feindseligkeiten in Rom weilte, reiste sofort zurück. Am 30. Jänner 1950 weihte er den dritten einheimischen Bischof, Msgr. Choi.

Mit dieser Heldengeschichte schließen wir unseren Bericht. Es sind nur Mosaiksteine aus dem Passionsbild der koreanischen Kirche von heute. Menschlich gesehen, zeugt sie von dem Zusammenbruch eines durch Opfer, Gebet und Blut geheiligten Werkes. Wir stehen auch hier wieder vor einem Geheimnis des Missionsgeschehens, das wir schon so oft auch in der Geschichte der Kirche Koreas erahnen mußten. Wir wissen jedoch, daß Verfolgungen wohl die Entwicklung der Kirche aufhalten, aber nicht zum Stillstand zu bringen vermögen. Das Blut der Märtyrer unserer Tage gibt uns die Sicherheit, daß der Nacht ein leuchtender Tag folgen wird. Sanguis mar-
rum semen christianorum!

Aus der Weltkirche

Von Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach, Luxemburg

I. Die päpstliche Rundfunkrede vom 23. Dezember 1950

Seit 1939 gehören die Weihnachtsbotschaften neben den Enzykliken zu den wichtigsten Äußerungen des Oberhauptes der katholischen Kirche. Ihr Inhalt ist im allgemeinen vorgezeichnet durch Zeitbedürfnisse und Zeitereignisse. Am Ende des vergangenen Jahres drängten sich dem Papste vor allem zwei Tatsachen und auch Gedankenkreise auf: der Abschluß des Heiligen Jahres und das Problem des Weltfriedens.

Es war selbstverständlich, daß Pius XII. am Vorabend der Schließung der Heiligen Pforte noch einmal in einem gedrängten Rückblick über das Große Jubiläum sprechen wollte, das eine „so tiefe Furche“ in das Leben der Kirche gegraben und die optimistischsten Erwartungen übertroffen habe. Ein „wahrhaft unvergleichliches Jahr“ sei es gewesen, sowohl in der Pracht der äußeren Feierlichkeiten, als auch durch die innere Erneuerung zahlreicher Seelen. Als Höhepunkte erwähnte der Papst die gesaltigen Audienzen, die römische Osterwoche und das Fronleichnamsfest, die Heiligsprechung der Maria Goretti und vor allem die Proklamation des Dogmas von der Himmelfahrt Mariens. Eindruckerweckend waren die Bußprozessionen und zahlreiche die internationalen Kongresse. Nicht zu vergessen sind die beiden großen Rundschreiben des Heiligen Jahres, die Enzyklika „Humani Generis“ und der Mahnruf „Menti Nostrae“ an den gesamten Klerus.

Der Stellvertreter Christi dankte den Bischöfen und den Gläubigen, die wie wahre Pilgerfluten in Rom zusammenströmten und denen der Nachfolger Petri stets zur Verfügung stand. Zum Abschluß des Jubeljahres durfte Pius XII. endlich auch eine offizielle Mitteilung über das Petrusgrab machen, die von vielen schon längst erwartet wurde, während andere sich von Jahr zu Jahr einer größeren Skepsis hingaben. (Den zuversichtlichen Ankündigungen vom 13. Mai 1942 war ein zum mindesten rätselhafter Schweigen gefolgt.) Die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Ausgrabungen unter dem Petersdome sind zu Ende geführt, und demnächst soll eine Publikation erscheinen, die über die Ergebnisse berichtet. „Die Hauptfrage ist diese: Wurde das Grab des hl. Petrus wirklich gefunden? — Auf diese Frage antwortet das Endergebnis der Arbeiten und Studien mit einem ganz klaren Ja. Das Grab des Apostelfürsten ist wiedergefunden worden.“ Was die neben diesem Grabe entdeckten Knochenreste betreffe, lasse sich jedoch nicht mit Sicherheit feststellen, ob sie Reliquien des Apostels seien. Eines ist historisch sicher: „Die gigantische Kuppel erhebt sich genau über dem Grab des ersten Bischofs von Rom, des ersten Papstes.“

Beim Abschluß des Großen Jubiläums muß der Papst vor einer Täuschung warnen und an eine große Aufgabe erinnern: das Heilige Jahr muß Früchte tragen. Die Welt erwartet diese Früchte einer christlichen Erneuerung. Selbst dort, wo Klerus und Laienapostel eifrig arbeiten, bleibt die Zahl der abgestandenen Christen beängstigend groß. Übrigens stößt das Apostolat der Kirche auf vielfache schwere Hindernisse, insbesondere auf den Weltgeist, der sich immer mehr in allen Volks- und Kulturschichten ausbreitet. Man verkennt die soziale Bedeutung der Kirche oder begegnet ihr sogar mit Mißtrauen, das sich in verschiedenen Ländern bis zur Feindschaft und Verfolgung steigert. An den Katholiken ist es, durch Taten den Beweis dafür zu erbringen, daß sich Kirchentreue und Tätigkeit für das Wohl von Volk und Staat als zwei von Gott gewollte Pflichten harmonisch verbinden.

Leider konnten ganze Völker Europas keine Pilger nach Rom senden. Der Papst gedachte ihrer und spricht allen christlichen Bekennern seinen Dank aus. Er bittet sie, auch fürderhin standzuhalten, da ihre im Leiden erprobte Treue der höchste Beitrag zum Kreuzzug des Gebetes, der Buße und der christlichen Erneuerung sei, den die Ausdehnung des Jubiläums auf den ganzen Erdkreis neu anfachen soll.

Vom Heiligen Jahr ging sodann Pius XII. in seiner Ansprache zum Friedensproblem über, und zwar galt seine erste Mahnung dem inneren Frieden eines jeden einzelnen Volkes. Mit einer auffallenden Häufigkeit treibt der Papst seit der Pfingstrede von 1941 und der Weihnachtsbotschaft von 1942 zur inneren sozialen und politischen Befriedung der Völker. Übrigens sind Unzufriedenheit und Unordnung stets eine Gefahr auch für den Weltfrieden. Pius sprach wiederum von dem berechtigten Verlangen nach sozialer Sicherheit und dem nicht weniger begründeten Wunsch aller Volksgenossen, „nicht als Gegenstände und Sachen betrachtet und behandelt zu werden, sondern als tragende Subjekte des sozialen Lebens, vor allem im Staate und in der Volkswirtschaft“. Er erinnert noch einmal an die zuletzt am 3. Juni 1950 ausgesprochene Forderung „des Kampfes gegen die Arbeitslosigkeit und der Bemühungen um eine richtig gesehene soziale Sicherheit, die eine unumgängliche Bedingung darstellt, um alle Glieder

eines Volkes, hoch und nieder, zu einem Körper zu vereinen“. Feinde dieser Bemühungen sind die egoistische Furcht gewisser Kreise und jene Organisationen, die den Interessen ihrer Mitglieder auf dem Weg der vergewaltigenden Macht dienen wollen. Das Gemeinwohl müssen in selbstloser Weise die Staatsmänner und Politiker, aber nicht minder alle Staatsbürger vor Augen haben. Vielleicht stammt die beklagenswerte Interesselosigkeit der jüngeren Generation für das politische Leben teilweise daher, daß sich ihr zu selten und zu kärglich das hinreißende Beispiel von Politikern darbietet, die selbstlos und verantwortungsbewußt ausschließlich auf das Gemeinwohl hinarbeiten. Die Wurzel der heutigen Krise liegt zutiefst in einer geistigen und sittlichen Armut, die durch Egoismus und Charakterlosigkeit gekennzeichnet ist, wobei auch Christen jenen Strömungen nachlaufen, die am meisten Aussicht auf Erfolg haben. Man hat die festen Prinzipien verloren. Da wir heute alle vor großen Gefahren stehen und alle Probleme vielfach miteinander verquickt sind, ist der Geist der Solidarität eines der dringendsten Gebote der Stunde.

Zum Weltfrieden konnte der Papst eigentlich nichts wesentlich Neues sagen und empfehlen. Einem eventuellen Angreifer sichert die innere Unzufriedenheit der Völker möglicherweise ausgedehnte Hilfskräfte. Zu beklagen ist ferner die Unklarheit und Unentschlossenheit der wahren Friedensfreunde, die doch erkennen müßten, daß die enge Verbindung aller freien Völker in gegenseitigem Vertrauen und zu gegenseitiger Hilfe das einzige Mittel zur Sicherung und Herstellung des Friedens ist. Keine Anstrengung darf man unterlassen, um eine fürchterliche Katastrophe zu vermeiden. Der Vatikan hat immer für den Frieden gearbeitet und wird es weiterhin tun.

Der Papst beschloß seine Ansprache mit einem Aufruf an alle Gläubigen, von Gott das Geschenk eines wahren Friedens in ständigem Beten zu erflehen. Dieser Aufruf, aus der Not der Stunde erquollen, war zugleich ein Echo des Rundbriefes „Mirabile illud“ vom 6. Dezember 1950, in dem „wiederum öffentliche Gebete für die Eintracht unter den Völkern verordnet werden“. (Erst unter dem Datum des 19. Juli 1950 hatte Pius XII. zu demselben Zwecke die Epistula Encyclica „Summi maeroris“ erlassen.) „Von neuem ermahnen wir euch und rufen euch auf, Ehrwürdige Brüder, daß ihr die euch anvertraute Herde einladet, den Frieden und die Eintracht unter den Völkern zu erflehen, und zwar durch öffentliche gemeinsame Gebete. Es soll die Religion einen heiligen Wettkampf entfachen, der jenen Strebungen entgegenarbeitet, aus denen so viele Gefahren und Bedrohungen für die Menschheit entspringen.“

Als am 1. Jänner 1951 die beim Heiligen Stuhl akkreditierten Diplomaten dem Stellvertreter Christi die Neujahrswünsche entboten, erinnerte Pius XII. diese an berufenstem Posten stehenden Männer eindringlich an ihre Pflicht, für den Weltfrieden zu wirken: „Der Wille aller Völker richtet sich einstimmig auf einen der Billigkeit angepaßten und in Freiheit stipulierten Frieden, der von jeder ungerechten Bedingung und jeder untragbaren Last gereinigt ist. Alle erwarten, wünschen und erflehen diesen Frieden. Alle haben mit derselben energischen Klarheit ihren Abscheu vor dem Kriege bekundet, sowie ihre Überzeugung, daß der Krieg weniger denn je ein geeignetes Mittel sei, um Konflikte zu schlichten und die Gerechtigkeit herzustellen... Nur dann könnte man von einem Krieg sprechen, der dem Willen der Völker entspräche, wenn es sich um eine so flagrante und verheerende Ungerechtigkeit

handelt, daß sie die wesentlichen Güter eines Volkes zerstört und das Gewissen einer ganzen Nation empört.“

II. Abschluß und Ausklang des Heiligen Jahres — Ausdehnung des Jubiläums auf den ganzen Erdbereich

Im Geheimen Konsistorium vom 11. Dezember 1950 verkündete Pius XII. offiziell, daß er am Vorabend von Weihnachten persönlich die Heilige Pforte im Petersdom schließen werde. Zu seinen Legaten für den entsprechenden Ritus in den drei übrigen Basiliken ernannte er den Kardinal Tisserant für Sankt Paul, den Kardinal Micara für den Lateran und den Kardinal Verde für Maria Maggiore. In einer lateinischen Ansprache an die 13 anwesenden Kardinäle dankte der Papst Gott für die Tröstungen des Jubeljahres und den Gläubigen für ihre eifrige Beteiligung. Es sei ein in jeder Beziehung reiches Jahr gewesen. Wiederum habe sich gezeigt, wie die Religion in einer zerrissenen Welt die Menschen verbrüdere. Gebe Gott, daß dieser Geist der Verbrüderung erstarke und sich verbreite, damit die Menschheit die Eintracht und den Frieden finde! In kurzen Worten unterstrich das Oberhaupt der Kirche die Hauptereignisse des Großen Jubiläums und sprach noch einmal seine Hoffnung aus, daß die neue Ehrung der Gottesmutter reiche Früchte christlicher Heiligung reifen lasse, welchen Zweck letztlich auch die Enzyklika „*Humani Generis*“ sowie der an den Klerus gerichtete Mahnruf „*Menti Nostrae*“ verfolgen. Da nicht alle Gläubigen nach Rom pilgern können, soll das Jubiläum für die Dauer des Jahres 1951 auf den ganzen Erdbereich ausgedehnt werden.

Grandios gestaltete sich, wie zu erwarten war, die Schlußfeier des Jubeljahres, nämlich die Schließung der Heiligen Pforte im Petersdom am 24. Dezember. Anwesend waren acht Kardinäle, zahlreiche Erzbischöfe und Bischöfe sowie das diplomatische Korps und verschiedene Spezialmissionen.

Unter dem Datum des 25. Dezember erschien sodann die Apostolische Konstitution „*Per Annum Sacrum, qua universale Jubilaeum anno Domini 1950 Romae celebratum ad catholicum orbem extenditur*“. Diese Konstitution ist an „alle Christgläubigen“ gerichtet. Die christliche Erneuerung ist zu vertiefen, und der besondere Jubiläumsablaß soll allen Katholiken zugänglich werden. Die Bischöfe sollen ihre Gläubigen in den Geist des Heiligen Jahres einführen, vor allem durch Volksmissionen und Exerzitienkurse. Wenn möglich, sollen jetzt in allen Pfarren Volksmissionen stattfinden. Das Jahr 1951 müsse außerdem einen Gebetskreuzzug im Sinne des Heiligen Vaters erleben: „insbesondere, daß endlich der ersehnte Friede in alle Gemüter zurückkehre, in die Familiengemeinschaften, in die einzelnen Völker sowie in die gesamte Völkerfamilie. Denen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden, erlebe man jene unbesiegbare Stärke, welche seit Beginn im Blute der Märtyrer eine Zierde der Kirche war; den Flüchtlingen, Gefangenen und Heimatvertriebenen, daß sie möglichst schnell zur geliebten Heimat zurückkehren dürfen; man bete, daß Haß und Zwietracht zwischen den Bürgern desselben Staates verschwinden und Gerechtigkeit, brüderliche Eintracht und Liebe alle verbinden; daß die heiligen Rechte der Kirche gegenüber den Anschlägen, der Hinterlist und den Nachstellungen der Gegner unversehrt und unverletzt erhalten bleiben.“

Das auf den ganzen Erdbereich ausgedehnte Jubiläum dauert von

Neujahr bis zur Mitternacht des 31. Dezember 1951. Der Jubiläumsablaß kann nur außerhalb der Diözese Rom unter folgenden Bedingungen gewonnen werden: Beichte und Kommunion (wobei die vorgeschriebene jährliche Beichte und die Osterkommunion nicht genügen), der Besuch von bestimmten Kirchen mit Verrichtung der vom Papst vorgeschriebenen Gebete. Die Bischöfe werden für ihre Gläubigen die zu besuchenden Kirchen festsetzen. Es sind vier Kirchenbesuche zu machen. In der Bischofsstadt selbst wird es die Kathedrale sein mit drei Kirchen oder öffentlichen Oratorien, die der Ordinarius bezeichnet; in den außerhalb der Bischofsstadt gelegenen Pfarren wird es die Pfarrkirche sein sowie drei andere Kirchen oder öffentliche Oratorien. Da in vielen Pfarren diese Vierzahl der Kirchen fehlt, kann der Ordinarius bestimmen, daß die vier Besuchungen in weniger als vier oder in ein und derselben Kirche vorgenommen werden. Bei jedem Kirchenbesuch sind folgende Gebete zu verrichten: Fünf Pater, Ave, Gloria sowie ein Pater, Ave, Gloria nach der Meinung des Heiligen Vaters, das Apostolische Glaubensbekenntnis; außerdem drei Ave Maria mit der Anrufung „Königin des Friedens, bitte für uns“ sowie einmal das Salve Regina. Diesen pflichtmäßigen Übungen darf das vom Papste eigens für das Heilige Jahr verfaßte Gebet beigelegt werden. Den Jubiläumsablaß kann jeder für sich selbst oder für die Abgestorbenen gewinnen, so oft er die vorgeschriebenen Werke verrichtet; es können aber nicht gleichzeitig die Werke für mehrere Ablässe begonnen werden.

Die Apostolische Konstitution enthält eine Reihe von Bestimmungen über die Vollmachten der Bischöfe und Beichtväter bezüglich der Dispensen und Umänderungen, die für die Gewinnung des Ablasses gewährt werden dürfen, bezüglich der Umänderung von Gelübden, Dispens von Irregularitäten und Lossprechung von censuren. Genauere Ausführungsbestimmungen über die hier angeführten Materien erließ die Heilige Apostolische Penitentiaria in einer durch Kardinal Canali unterzeichneten Instruktion vom 26. Dezember. Es sei noch darauf hingewiesen, daß mit der Schließung der Heiligen Pforten am 24. Dezember jene Verfügung aufhörte, durch welche während der Feier des Jubiläums in Rom die Gläubigen nur sehr wenige Ablässe für sich selbst gewinnen konnten.

Dürfen wir heute bereits einen beurteilenden Rückblick über das Heilige Jahr 1950 wagen? Dem Historiker wird es wohl immer schwer sein, genau abzuschätzen, in welchem Ausmaß durch eine solche religiöse Feierlichkeit, die sich auf zwölf Monate erstreckt, tatsächlich innere Kräfte in der Christenheit ausgelöst, befruchtet und potenziert werden. Wenn Papst Pius XII. mehrmals im vergangenen Dezember einen Dankeshymnus auf den mächtigen Verlauf des Großen Jubiläums anstimmte, so wiegt er sich dabei keineswegs in der Täuschung, das Entscheidende, das zu Beginn 1950 gefordert hatte, sei wirklich erreicht worden, nämlich jene umwandelnde christliche Erneuerung, die einst die Mitte unseres unruhigen Jahrhunderts als geschichtliche Umbruchperiode kennzeichnen soll. Wir hatten weiter oben Gelegenheit, in unserem Bericht über die päpstliche Weihnachtsbotschaft neuen Gedanken zu unterstreichen, der dem Stellvertreter Christi am Herzen liegt: das Jubiläum muß Früchte tragen, die von der Menschheit sehnsüchtig erwartet werden. Wenn es nun auf den ganzen Erdkreis ausgedehnt wird, dann wohl in erster Linie deshalb, damit der Kreuzzug des Gebetes, der Buße und der

christlichen Erneuerung noch bedeutend energischer von der Mater Catholica aus in das Weltgeschehen eingreife. Was in Rom an Erhebendem geboten wurde, muß Anstoß und Signal sein. Es genügt nicht, daß die heimgekehrten Pilger dankbar bekennen: „Ich habe die Kirche gesehen.“ Es liegt auf ihnen eine ernste Verantwortung. Jedenfalls war es möglich, in Rom selbst den dreifachen Eindruck zu gewinnen, daß im Weltkatholizismus noch eine große Vitalität vorhanden ist, daß das Papsttum ein leuchtender Mittelpunkt bleibt, zu dem die Menschen mit Ehrfurcht und Anhänglichkeit wallen, und daß in uns Menschen ein starkes Gefühl für Annäherung und Einheit wach ist. Weiter darf die Chronik festhalten, daß die Millionen der Pilger sich durchwegs als Pilger benahmen, d. h. als Christen, in denen das Religiöse wie ein warmes Feuer glüht, sowohl bei den Südländern als auch in unserem nordischen Temperament. Vielleicht war dieses greifbare Zutagetreten des spontan Religiösen einer der tiefsten Eindrücke, die man heuer in Rom gewinnen konnte. Schreiber dieser Zeilen verbrachte einen nicht geringen Teil seines Lebens in Rom, erlebte daselbst das außergewöhnliche Jubiläum 1933/34, aber niemals enthielte sich das religiöse Bewußtsein der Menschheit kollektiv mit einer solch eindringlichen Wucht wie in dem vergangenen Jahre.

Was den äußeren Verlauf des Jubiläums betrifft, so darf man von einem vollen Erfolg reden. Höhepunkte bleiben die vom Papst zu Weihnachten genannten; doch seit April konnte man überhaupt nur mehr von einer ununterbrochenen Hoch-Zeit sprechen. Auf Grund der während des Jubeljahres gesammelten Informationen und der vorläufigen Statistiken, wie sie jetzt (Ende Jänner) vorliegen, läßt sich in etwa ein gedrängter Rückblick geben.

Die zuständigen Stellen und Behörden, die sich um das Gelingen des Jubiläums bemühten, dürfen zufrieden sein. Es ist nicht leicht, die genaue Zahl der Pilger anzugeben. Bis zum 6. November waren 1,162.632 Eisenbahnfahrkarten verifiziert worden, zu denen die nicht verifizierten mitsamt allen Sonderkonzessionen hinzuzurechnen sind. 572 Spezialzüge brachten große geschlossene Wallfahrermassen. Unmöglich wird es bleiben, die in Autocars eingetroffenen Pilger zu berechnen, sowie jene, die ohne Anschluß an eine Organisation die Ewige Stadt besuchten. Bis zum 30. September waren 1,484.950 Ausländer registriert worden. Man muß an eine Gesamtzahl von rund 4 Millionen Pilger denken, zu zwei Fünfteln ungefähr Nichtitaliener, obschon ganze europäische Völker abwesend waren. Frankreich sandte die meisten Pilger. Der Reihe nach folgten Deutschland, Österreich, die Schweiz und Spanien. Die Beteiligung der Italiener selbst war stark und sehr erbaulich.

Anerkennung für ihre positive Mitarbeit und ihre Zuvorkommenheit verdienen die italienische Regierung und die römische Stadtverwaltung. Viele Fremde erbauten sich an der Geduld und Freundlichkeit des mit Arbeit überlasteten Personals des römischen Transportwesens und anderer öffentlicher Dienste. Diese Dinge sollen gleichfalls hervorgehoben werden, da soviel gesprochen wird über die Profitsucht in der Geschäftswelt und im Gastgewerbe sowie über die Taschendiebe. Vor unübersehbare Aufgaben war vor allem die päpstliche Heilig-Jahr-Kommission mit den ihr angegliederten größeren und kleineren Organisationen gestellt. Ebenso wie die vatikanischen Behörden und Beamten hatte sie eine gewaltige Arbeitslast zu bewältigen. Wochenlang hatte sie täglich über 100.000, einmal sogar über 200.000 Pilger technisch und

religiös zu befriedigen. Wer möchte sich da bei dem einen oder anderen geringen Versagen aufhalten?

Direkt erstaunlich ist, was der Papst zwölf Monate hindurch leistete. Dabei ist zu bedenken, daß alle diese Anforderungen an die physischen und geistigen Kräfte eines Mannes von 74 Jahren gestellt wurden, der eine ungewöhnliche Ausdauer und Rüstigkeit an den Tag legte. Er hatte bereits Ende November in den Sälen des Vatikans, in Sankt Peter, auf dem Petersplatz und in Castel Gandolfo 160 große öffentliche Audienzen erteilt mit Begrüßungsansprachen in fünf oder sechs Sprachen. Daneben gab es gegen 50 Spezialaudienzen für die Teilnehmer an Kongressen usw. Sondernaudienzen erhielten über 6000 private hochstehende Persönlichkeiten, darunter italienische und ausländische Staatsmänner, Fürsten, zahlreiche Wissenschaftler und Wirtschaftler. Erwähnt seien neben den übrigen Feierlichkeiten die annähernd zwanzig Heilig- und Seligsprechungen, und aus der beträchtlichen Summe der Rundbriefe und sonstigen Schreiben verschiedenen Inhalts nur die drei Hauptdokumente: *Humani Generis*, *Menti Nostrae*, *Munificentissimus Deus*.

III. Ein Kongreß zur Reform des Ordenslebens

Vom 26. November bis zum 8. Dezember 1950 fand in Rom ein internationaler Kongreß statt, der in der breitesten Weltöffentlichkeit viel von sich reden machte und gelegentlich direkt phantastische Gerüchte veranlaßte. Die Religiosenkongregation, an deren Spitze seit Mitte November Kardinal Micara als Nachfolger des verstorbenen Kardinals Lavitrano stand, hatte die Vertreter der männlichen Ordensfamilien zu einer längeren informativen und konsultativen Versammlung nach Rom berufen. Diese Versammlung sollte mithin keine gesetzkräftigen Beschlüsse fassen, denen sich die einzelnen Orden einfachhin zu fügen hätten. Was bezweckt wurde, war lediglich ein Gedankenaustausch über die Formen und den Umfang einer möglichen oder wünschenswerten Anpassung der Ordensfamilien an die modernen Zeitverhältnisse, damit im Apostolat höchste Fruchtbarkeit erzielt werde. Zugleich konnten diskrete Vorschläge zur Sprache kommen, die der Religiosenkongregation und dem Papste eine Unterlage für Empfehlungen oder etwaige Dekrete bieten dürften. Weil das Wort „Reform“ vieldeutig ist und sowohl geringe äußere Änderungen als auch einschneidende Wandlungen in den Grundstrukturen und Wesenselementen des Ordenslebens bezeichnen kann, vermieden die Berichte im „Osservatore Romano“ diesen Ausdruck, um nur von einer „Zeitanpassung“ des Ordenslebens zu sprechen, das in seinem Wesenskern, d. h. in der Verpflichtung auf die drei evangelischen Räte der Armut, der Keuschheit und des vollkommenen Gehorsams, erhalten bleiben muß.

Übrigens sind die einzelnen Orden autonom, so daß keiner dem anderen sein spezielles Ideal und seine Formen aufnötigen kann. Auch die Vollmachten der Bischöfe gegenüber den päpstlich anerkannten Orden und Kongregationen als solchen sind eindeutig umschrieben. Dem Papste ist der Ordensmann in besonderer Weise zum Gehorsam verpflichtet. Wandlungen im Ordensleben gehen wohl auch heute noch am wirksamsten von den einzelnen Orden selbst aus. In der Vergangenheit entstanden die großen Orden aus dem Bedürfnis, das Mönchs- oder Ordensleben in die Erfordernisse der jeweiligen Zeit dienend und helfend einzubauen. Warum soll der Gegenwart und Zukunft die schöpferische Kraft einer freien

Gestaltungsinitiative fehlen? Das Erste und Entscheidende können nicht die allgemeinen Dekrete einer regulierenden und überwachenden Zentralstelle sein.

Vor dem Zusammentritt des römischen Kongresses ergingen sich manche Journalisten in Vermutungen, die phantastisch oder gar abenteuerlich waren. Nur Uneingeweihte konnten Sensationen erwarten, von revolutionären Umgestaltungen des Ordenslebens träumen oder die Wirksamkeit des Apostolates der Ordensleute sowie die Anziehungskraft der Klöster auf die Jugend vom Verzicht auf eine bestimmte Kleidertracht, vom großzügigeren Gebrauch des Autos usw. abhängig machen. Einzelne Presseartikel sahen bereits die gesamten Ordensfamilien in vier Armeegruppen eingereiht, von denen eine den Benediktinern oder Trappisten, die zweite den Franziskanern und Dominikanern, die dritte den Jesuiten, die vierte den Salesianern oder Redemptoristen unterstellt würde. Mit Recht hob eine geachtete Zeitschrift hervor, daß Ordensgemeinschaften keine militanten Bataillone sind, die eine höhere Stelle nach Bedarf einsetzt, sondern Gemeinschaften, die ihren Sinn und ihre Kraft in der Freiheit des persönlichen Opfers besitzen.

Welche Gründe konnten die Einberufung eines internationalen Religiosenkongresses rechtfertigen? Ein doppeltes Anliegen beschäftigt sehr stark die verschiedenen Ordensfamilien: 1. Die Anforderungen eines zeitgemäßen Apostolates; und 2. die Krise des Nachwuchses, der Berufe. In den Klöstern und draußen haben sich, zu Recht oder zu Unrecht, mit und ohne Sachkenntnis, eine Reihe von Fragen erhoben. Sind die alten Konstitutionen in ihren Einzelbestimmungen heute noch eine Hilfe für ein erfolgreiches Apostolat? Sind nicht manche äußere Formen ein totes Gehäuse, das wertvolle Kräfte unnütz einmauert? Sind die Orden nicht oft weltfremd geworden? Müßte nicht eine straffere Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Orden, den Orden und dem Weltklerus, den Orden und der Katholischen Aktion erreicht werden? Müßte nicht das Ordensideal vor der Jugend in einem neuen Gewand erscheinen und manchen Ballast abwerfen, so daß Jugendliche nicht fürchten müssen, das Kloster sei bloß Einengung der persönlichen Initiative und Beschneidung des Apostolatseifers, der sich in der Katholischen Aktion reicher betätigen kann als in der Küche und Nähstube der Mutterhäuser und Zweigstationen? Nicht wenige Fragen stellen sich über Auswahl und Heranbildung der Novizen und Novizinnen. Jedenfalls lag mehr als hinreichender Stoff für einen internationalen Gedankenaustausch vor.

Die Welt und der moderne Zeitgeist werfen den Orden Mangel an Aufgeschlossenheit, Schwung und Lebendigkeit vor. Gefährlich ist vor allem eine Wertung des Ordenslebens und seines üblichen Vollkommenheitsideals vom rein naturalistischen Standpunkt aus, wodurch der Kern des Ordensgeistes als problematisch erscheint. Diese Angriffe richten sich in erster Linie gegen die beschaulichen Orden und gegen den evangelischen Rat des vollkommenen Gehorsams, der eine Minderung der Persönlichkeit und eine Fessel für das spontane Apostolat sei, was ohne Zweifel junge Menschen zu beunruhigen vermag und ihnen die Lebenswahl erschwert. Daß diese Punkte genau so wie die Frage der Anpassung des Ordensideals an die Zeitforderungen eine Besprechung und eine Klärung verdienen, braucht nicht näher begründet zu werden. Deshalb war auch ein vom Papste stammendes richtungweisendes Wort nicht überflüssig. Pius XII. erfüllte seine Aufgabe in einem Schreiben

vom 12. November an Kardinal Micara und durch die große Rede vom 8. Dezember vor den versammelten Ordensleuten. (Den Text dieser Rede bringt die Herder-Korrespondenz von Jänner-Februar 1951, S. 189—194.) Der Heilige Vater spricht von einem berechtigten Hinhorchen auf die Zeit und einem verstehenden Mitarbeiten mit den Zeitgenossen, und in dieser Hinsicht empfehlen sich drei Dinge: Geistige Weite, gute Zusammenarbeit und ein entschlossenes Handeln, das kein Zögern kennt. Dabei braucht keineswegs der Kern des Ordensideals angetastet zu werden. Zu diesem Kern gehören bis heute die freiwillig übernommenen evangelischen Räte, insbesondere die Hinopferung des Eigenwillens im vollkommenen Gehorsam, ferner die Verbindung eines intensiv gepflegten Innenlebens mit der äußeren Tätigkeit sowie als Fundament die freiwillige Selbstverleugnung aus Liebe zu Christus. Der Ordensgeist darf nicht mit dem Weltgeiste paktieren. Wenn man nach neuen Apostolatsmethoden sucht, so wird es Sache der Ordensobern sein, die richtigen Wege mit Klugheit zu wählen. Ähnlich sagte am Schlusse des Kongresses P. Larraona, der neue Sekretär der Religiösenkongregation, daß die Zeitanpassung nie die solide Basis des Primates der geistlichen und asketischen Werte des Ordensideals verlassen darf; diese Werte konkretisieren sich in den Gelübden und in der Vita communis; das Innere müsse Quellgrund des Äußeren sein. In dieser Einstellung, die Wesentliches von Zeitbedingtem unterscheidet, möge jede Ordensfamilie ihr spezifisches Ziel mit dem Blick auf unsere Zeit neu überprüfen und ebenso ihre Zusammenarbeit mit dem Diözesanklerus und den Organisationen.

An dem römischen Kongreß nahmen zwar nur 35 Generaloberer von 150 Ordensfamilien teil, aber es waren hervorragende Vertreter aller Gemeinschaften anwesend. Aus den Berichten des „Osservatore Romano“ gewann man allerdings den Eindruck, daß viele Referate sich bei mehr allgemeinen Erwägungen aufhielten und daß die Vorarbeiten für einen solchen Kongreß innerhalb der einzelnen Orden nicht genügend ausgereift waren. Man hätte sich unseres Erachtens strenger mit einer Reihe konkret-praktischer Fragen befassen müssen. Es wurde u. a. betont, daß Gebet und Sühne als einziger Lebensinhalt religiöser Gemeinschaften (der beschaulichen Orden) auch dann berechtigt sind, wenn es an Kräften für das tätige Apostolat mangelt. Abgesehen von prinzipiellen Erwägungen über die Bedeutung von Buß- und Sühneorden, darf darauf hingewiesen werden, daß innerhalb der Kirche die Freiheit in der Wahl eines hochstrebenden religiösen Ideals bestehen muß. Man darf nicht von heute auf morgen Menschen, die sich aus freier Wahl zur Kontemplation gewandt haben, gegen ihren Willen auf ein nach außen tätiges Apostolat verpflichten. Immer wieder wurde hervorgehoben, daß es vor allem auf eine reine und eindruckerweckende Ausprägung der klösterlichen Ideale ankommt. Hier liegt wohl der Ansatzpunkt zu manchen Reformen im Lebensstil, die wohl weniger die männlichen als die weiblichen Orden betreffen. Einverständnis wurde darüber erzielt, daß die Erziehung der Novizen auf der Höhe der Zeit stehen müsse und daß deshalb die modernen Erfindungen nicht grundsätzlich aus dem Lebensbereich des Ordensmannes verbannt werden können, jedoch so, daß man die Gefahr vermeide, einer getarnten Weltlichkeit zu verfallen. Zu diesem Zwecke ist ungetrübte Festigkeit in den evangelischen Räten erforderlich.

Viele Probleme wurden aufgeworfen, denen die Kongreßteil-

nehmer nicht ausweichen, und so dürfen die Ergebnisse und Voten des Kongresses ein Bild entworfen haben, das den höchsten kirchlichen Stellen wertvolle Fingerzeige geben kann.

IV. Das neue Mariendogma in protestantischen Kommentaren

In der Apostolischen Konstitution „Munificentissimus Deus“ vom 1. November 1950, durch die als Glaubenssatz erklärt wird, daß Maria mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde, spricht Papst Pius XII. auch von seinem festen Vertrauen, diese feierliche Definition der Aufnahme Marias in den Himmel werde nicht wenig zum Wohl der menschlichen Gesellschaft beitragen. Er fügt hinzu: „Sie begründet die Hoffnung, daß in allen, die sich des Namens Christi rühmen (also bei den Protestanten und Schismatikern), das Verlangen lebendig werde, an der Einheit des Mystischen Leibes Jesu Christi teilzuhaben und ihre Liebe zu mehren zu der, die für alle Glieder dieses erhabenen Mystischen Leibes das Herz einer Mutter hat.“

Lassen sich bis jetzt Tatsachen anführen, die irgendwie die hier vorgelegte Hoffnung stützen oder vielleicht sogar schon ein erster Schritt auf dem Weg der Erfüllung wären? Im vergangenen Jahr erschien das Büchlein des lutherischen Theologen Hans A s m u s s e n, Propstes zu Kiel, über „Maria, die Mutter Gottes“, welches die jungfräuliche Gottesmutter stärker nach vorne rücken will und in ihr den Urtyp der Gläubigen sieht. In Maria kam die Menschheit in „Mitwirkung“ mit Gott, als sie eine Entscheidung für das ganze Menschengeschlecht fällte. Ähnliche Stimmen sind auch sonst zu hören, aber es muß festgestellt werden, daß im allgemeinen die katholische Lehre von der sekundären Mittlerschaft der Gottesmutter auf einen entschiedenen protestantischen Widerspruch stößt. Ebenso entschieden wird der Gedanke an ihre antizipierte leibliche Himmelaufnahme zurückgewiesen. Wenn auch beispielsweise ein katholischer Londoner Pfarrer in der anglikanischen Kritik am neuen Dogma den Ausdruck einer tiefen Sehnsucht nach echter Lehrautorität entdecken möchte, so steht dem jedenfalls die Tatsache gegenüber, daß die anglikanischen Erzbischöfe von Canterbury und York trotz aller Ehrfurcht vor der Mutter des Heilandes sich weigern, Lehren oder Ansichten als verpflichtende Wahrheit anzuerkennen, die nicht ausdrücklich in der Heiligen Schrift und in der Lehre der Urkirche enthalten seien. Es sei zu bedauern, daß die römisch-katholische Kirche durch die Verkündigung des neuen Dogmas die dogmatischen Gegensätze innerhalb der Christenheit vertiefe und die Verständigung zwischen den Christen selbst, die auf dem gemeinsamen Besitz der wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung beruhe, schwer beeinträchtige.

Um dieselben Grundgedanken (nicht in der ausdrücklichen Offenbarung enthaltenes Dogma sowie Erschwerung einer Annäherung der Konfessionen) kreisen die Kommentare und Warnungen des deutschen Protestantismus. Wir haben da zunächst die „Erklärung der Lutherischen Bischofskonferenz zu dem durch den Papst in Rom definierten Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel“, die zuerst am 5. November von D. Hans Meiser, dem „Leitenden Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands“, beim Gottesdienst verlesen wurde. Die Erklärung umfaßt fünf Punkte: 1. Die katholischen Lehren von der Unbefleckten Empfängnis, leiblichen Him-

melfahrt, Mittlerschaft und Miterlöserschaft Mariens sind unbiblisch und zerstören das biblische Bild der Mutter Jesu, die keine christusähnliche Rangstellung besitzt. 2. Auch in den nachbiblischen Lehrzeugnissen der alten christlichen Kirche, die wir mit Rom gemeinsam haben, findet sich kein Hinweis auf die Himmelfahrt Marias. Erst 400 Jahre nach Christus taucht eine diesbezügliche Legende auf. Durch das neue Dogma verläßt der Papst den anerkannten Grundsatz, daß nur das wahrhaft katholisch ist, „was überall, was immer, was von allen geglaubt worden ist“. 3. Der 1. November 1950 ist eine unheilvolle Folge der dem Papste 1870 zugesprochenen Unfehlbarkeit. Das neue Dogma bedeutet eine grundsätzliche Loslösung des römischen Bischofs vom Gehorsam gegenüber den Aposteln und schließt die Gefahr in sich, daß die Volksfrömmigkeit die Verehrung Mariens von der Gott allein geschuldeten Anbetung nicht mehr genügend abgrenze. 4. Durch das neue Dogma wird die erwünschte Annäherung unter den Konfessionen erneut in Frage gestellt, da man die Grundlage eines Verständnisses, nämlich das Zeugnis der Apostel, fallen läßt. 5. Das alleinige Heil ist in Christo, dem Gekreuzigten und Auf-erstandenen, der allein gen Himmel aufgefahren ist.

Ähnliches wird in der kürzeren Erklärung des „Evangelischen Bundes“ ausgedrückt, sowie in dem Kommentar von D. Gerhard May, Bischof der Evangelischen Kirche Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses in Österreich. Prof. Dr. Walter Künneth, Erlangen, will nicht, daß durch das Bild von der erbarmenden Liebe Mariens der Blick vom Erbarmen des Heilands abgelenkt werde. Das neue Dogma der Katholiken verdunkelt die evangelischen Elemente im Bereich des katholischen Glaubens, erweitert die Kluft zwischen den Konfessionen und besagt eine offizielle Loslösung von der Autorität der Apostel und Evangelisten. Im Gutachten der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Heidelberg (verfaßt im Sommer 1950) heißt es, daß eine Aussage über die Himmelfahrt Mariens in den neutestamentlichen Schriften fehlt, wie auch das Schweigen der Kirchenväter aus den ersten fünf Jahrhunderten als Beweis gegen das Vorhandensein einer Überlieferung gewertet werden müsse. Die Proklamation des jüngsten Glaubenssatzes ist wiederum ein Versuch Roms, selbst apostolische Tradition zu produzieren. Autoritativ werden anerkannte theologisch-wissenschaftliche Forschungsergebnisse beiseite geschoben und somit die Bedeutung der wissenschaftlich-theologischen Arbeit grundsätzlich in Frage gestellt. Die Dogmatisierung der Assumptio Mariae ist die Dogmatisierung eines Mythos, dem die geschichtliche Grundlage fehlt. Rom hat einen weiteren Schritt getan, um Maria immer fester als Mittlerin und Miterlöserin neben Christus erscheinen zu lassen. In diesem Gutachten fehlt jeder feindselige Ton, was leider nicht von allen „reformierten“ Stimmen gesagt werden kann, unter denen auch ein Aufsatz über „Maria, die Herbstreife eines Menschenkultes“ auftritt. Aber die heftigeren Reaktionen behaupten bisher nicht den Vordergrund der führenden Publizistik.

Wir möchten nur ganz kurz zur Erwiderung darauf hinweisen, daß die Apostolische Konstitution „Munificentissimus Deus“ in keiner Weise auf die alte apokryphe Legende Bezug nimmt. Sie kennt sehr gut das Schweigen der ersten Jahrhunderte und weiß, daß die Himmelfahrt der Gottesmutter in den ausdrücklichen Aussagen der Heiligen Schrift bloß eine Stütze findet („eine Wahrheit, die sich auf die Heilige Schrift stützt“), vor allem in

der engen Verbundenheit zwischen Maria und ihrem göttlichen Sohne. Hier bleibt der Theologie eine fruchtbare Arbeit zu leisten, die in letzter Zeit gründlich angepackt wurde. In seiner Entscheidung stützt sich der Papst auf den einmütigen Glauben der Kirche, der sich im Laufe der Zeit immer klarer entfaltete und tief im Herzen der Gläubigen wurzelt, der sich aber besonders deutlich als Beweis für den Offenbarungscharakter der proklamierten Lehre in der universellen Übereinstimmung des ordentlichen kirchlichen Lehramtes bekundet. Übrigens kann der allgemeine Glaube an die himmlische Verherrlichung des jungfräulichen Leibes der Gottesmutter nur in der Offenbarung seine letzte Quelle haben, sei es in einer ausdrücklichen, in einer formell einschlußweisen oder in einer virtuellen Offenbarung, die sich unter der Leitung des Heiligen Geistes immer leuchtender im Glaubensbewußtsein der Kirche durchsetzte. Hier, d. h. in der Lehre von der Kirche oder im Glauben an die ununterbrochene Herrschaft des von Christus verheißenen Heiligen Geistes in seiner Kirche, die seit mindestens zwölf Jahrhunderten auf die Assumpta hinweist und jetzt durch die vereinten Träger des kirchlichen Lehramtes der päpstlichen Lehrentscheidung sozusagen den Glanz eines allgemeinen Konzils zur Seite stellt, liegt der fundamentale Unterschied zwischen den Protestanten und dem Katholizismus. Wer die Kirche annimmt, wird ihre Dogmen gläubig bejahen. Die Theologie zeigt nicht nur den Einklang der Assumptalehre mit den übrigen Offenbarungswahrheiten; sie wird auch darauf hingewiesen, das Magisterium ecclesiasticum, die Bedeutung des Glaubenssinnes und die Frage der Dogmenentwicklung recht eingehend zu beleuchten und weiterhin wissenschaftlich zu klären, um mit dem tatsächlichen Entwicklungsgang des Offenbarungserkennens innerhalb der Kirche gleichen Schritt zu halten. Diesen Erwägungen dürfte der im Jänner angekündigte Plan der Gregorianischen Universität in Rom entsprungen sein, Ende September dieses Jahres eine italienische Theologische Woche abzuhalten, die sich „die Entwicklung des Dogmas gemäß der katholischen Lehre“ zum Hauptthema wählte.

Einiges wollen wir abschließend anfügen über protestantische Reaktionen in Schweden und in der Schweiz. Bischof Nygren von Lund in Schweden beklagt es, daß die römische Kirche sich neuerdings selbst isoliert, indem sie Brücken abreißt und neue Mauern aufrichtet (Enzyklika „Humani Generis“ und Dogma von der Himmelfahrt Mariens). In dem neuen Dogma können wir nur eine Antastung des Evangeliums sehen. Und das nicht bloß, weil dieses Dogma keinerlei Fundament im Evangelium hat. Die wesentliche Tatsache des Evangeliums ist die, daß mit Christus Gott in einem wahrhaft menschlichen Leben zu uns kommt. Der Versuch, die Jungfrau Maria in die himmlische Sphäre zu erheben, bedeutet gleichzeitig, daß unser Erlöser sich von uns zurückzieht. Es ist eine Verdunkelung des Evangeliums.

Unzweideutig ablehnend verhält sich der Protestantismus in der Schweiz. Man erkennt jedoch an, daß die feierliche Proklamierung vom 1. November eine innerkatholische Angelegenheit ist, die sich ganz logisch mit dem Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit zusammenreimt. Auch seien durch den neuen Glaubenssatz keine größeren Schwierigkeiten für das interkonfessionelle Zusammengehen erwachsen, als sie schon bisher durch die Lehre vom alleinseligmachenden Charakter der römisch-katholischen Kirche und vom Primat des Papstes bestanden. So urteilt Profes-

Prof. E. Staehelin von der Theologischen Fakultät in Basel, der darauf hinweist, daß die Bischöfe mit dem Papste einverstanden waren, während Prof. Fritz Blanke aus Zürich es bedauert, daß kein Bischof Widerstand leistete, um die bedrohte Ehre Christi zu verteidigen. Jedenfalls sei die Proklamation eines Mariendogmas in den jetzigen Zeitumständen ungebracht gewesen, und der Papst hätte bedenken sollen, wie bestürzend und niederdrückend sie auf Nichtkatholiken wirke. Der Chefredakteur der „Basler Nachrichten“ bringt in Anmerkung, daß der Papst alle Una-Sancta-Rücksichten total unbeachtet ließ, und gesteht anderseits ehrlich ein, daß wahrscheinlich sonstige dogmatische Unterschiede zwischen dem Katholizismus und dem Protestantismus unüberbrückbarer sind als gerade die Verehrung Marias. Die katholische Kirche bestimmt ihre Dogmen nach ihren eigenen Grundsätzen und nicht nach den Ergebnissen überkonfessioneller Diskussionen. Für das realistisch urteilende Rom sei die Reformation offenbar mehr als nur eine Nebenbewegung gewesen, die eines Tages in neuen Diskussionen rückgängig gemacht werden könnte. Es nimmt die Reformation als kirchengeschichtliches Ereignis ernst und weil es die Dinge so sieht, läßt es sich mit Recht im eigenen Weg nicht beirren. Ähnlich sollen sich die Protestanten auf ihre ursprünglichen Kräfte stützen. Wenn beide Konfessionen sich bewußt bleiben, daß die Glaubenspaltung zwar eine geschichtliche Schuld war, daß sie aber auch eine geschichtliche Realität ist, und wenn sie sich dabei respektieren und im christlichen Ernst ununterbrochen ihre Lage in dieser Welt überprüfen, so wird das Christliche als Ganzes weiterhin eine wirkende Kraft bleiben.

V. Kurznachrichten

Unerwartet starb am 21. Dezember 1950 im Alter von 70 Jahren der Bischof von Berlin, Konrad Graf von Preysing, Kardinalpriester von S. Agatha dei Goti. Kardinal von Preysing, geboren am 30. August 1880 als viertes von elf Kindern, entstammte der Erzdiözese München-Freising. Er hatte Rechte studiert und wandte sich dann der Diplomatenlaufbahn zu; 1906 wurde er Sekretär an der bayerischen Gesandtschaft beim Quirinal. Zwei Jahre später begann er seine theologischen Studien in Innsbruck und empfing die Priesterweihe am 26. Juli 1912. Erzbischof-Kardinal Bettinger machte den Neugeweihten zu seinem Sekretär. Im Jahre 1921 erfolgte die Ernennung zum Domprediger in München. Aus dieser Zeit datierte die enge Freundschaft mit Pius XII., der damals Nuntius in Bayern war. Am 9. September 1932 wurde Kanonikus von Preysing zum Bischof von Eichstätt promoviert und übernahm nach drei Jahren (5. Juli 1935) die Leitung der 1929 errichteten Diözese Berlin, wo die beiden ersten Bischöfe Christian Schreiber und Nikolaus Bares nach sehr kurzer Wirkungszeit gestorben waren. Der „Osservatore Romano“ unterstrich in einem warmen Nachruf die großen Schwierigkeiten, die Bischof von Preysing während 15 Jahren zu überwinden hatte. Zuerst gegenüber dem Nationalsozialismus, dem der Bischof im Sommer 1937 die heimtückische Kirchenverfolgung vorhielt. Im Oktober desselben Jahres mußte von Preysing wegen der staatlichen Verfügungen über den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen Protest erheben. Energisch betonte der Bischof stets die Menschen- und Christenrechte. Neue Schwierigkeiten brachte der unheilvolle Krieg, die sich in den Nachkriegsjahren in jeder Hinsicht steigerten. Die vatikanische Tageszeitung schreibt: „Wenn ein Mann einer so

gewaltigen Verantwortung gewachsen sein konnte, dann darf man wohl sagen, daß dies ohne Zweifel bei jenem der Fall war, den der Heilige Stuhl zum Bischof von Berlin bestellte in all diesen Jahren, die ihresgleichen nicht haben weder in der Geschichte Deutschlands, noch vielleicht in jener Europas und der ganzen Welt.“ Zur Anerkennung seiner Verdienste erhielt Konrad von Preysing im historischen Konsistorium vom 18. Februar 1946 den Kardinalshut, zugleich mit Erzbischof Frings und Bischof von Galen. „Es ist jetzt schwer“, schließt der „Osservatore Romano“ seinen Nachruf, „alle Einzelheiten der bischöflichen Tätigkeit des Kardinals in diesen letzten Jahren zu wissen; eines Tages wird sie bekannt sein, und es werden sich dann neue Lichtseiten dieses apostolischen Lebens enthüllen.“

In Rom starb am 13. Jänner 1951 Kardinal Francesco Marchetti-Selvaggiani, Dekan des Heiligen Kollegs, suburbikarischer Bischof von Ostia und Frascati, Sekretär des Heiligen Offiziums und Kardinalvikar der Diözese Rom. Marchetti-Selvaggiani war am 1. Oktober 1871 in Rom geboren und entschloß sich, nachdem er zuerst Mathematik studiert hatte, zum geistlichen Stand. Die Priesterweihe empfing er am 4. April 1896. Bis zum ersten Weltkriege war er im diplomatischen Dienst und in der Kongregation für Außergewöhnliche kirchliche Angelegenheiten tätig. Während des ersten Weltkrieges vertrat Msgr. Marchetti den Heiligen Stuhl in der Schweiz und bekleidete dann seit 1918 nacheinander den Posten eines Internuntius in Venezuela und eines Nuntius in Wien, bis er 1923 zum Sekretär der Kongregation de Propaganda Fide aufstieg. Die Ernennung zum Kardinal erfolgte am 30. Juni 1930. Im Mai 1931 ersetzte Kardinal Marchetti den verstorbenen Kardinal Basilio Pompilj als Kardinalvikar von Rom, d. h. als Generalvikar des Papstes in der Leitung der römischen Diözese, die tatsächlich in der Hand des Vikars liegt. In dieser letzteren Eigenschaft hat der hochgeschätzte Purpurträger in energischer und stiller Arbeit, die leider durch eine lange Erkrankung erschwert wurde, Großes geleistet.

Durch den Tod des Kardinals Marchetti ging die Würde eines Dekans des Heiligen Kollegiums an den 1884 geborenen Franzosen Eugen Tisserant über, der bereits bei der Proklamation des Assumptadogmas den krankheitshalber verhinderten Marchetti vertreten mußte.

Ende Jänner ernannte Papst Pius XII. den Kardinal Micara zum Generalvikar von Rom. Erst im November 1950 war Micara Präfekt der Religiösenkongregation geworden, nachdem er bereits vorher, seit dem Tode Salottis, das Amt eines Präfekten der Ritenkongregation bekleidet hatte. Diese Tätigkeit wird er interimistisch als Propäfekt beibehalten, während er vom Vorsitz der Religiösenkongregation zurücktritt. Der neue Kardinalvikar von Rom hat am 24. Dezember 1950 sein 71. Lebensjahr vollendet. Die Vereinigung grundverschiedener arbeitsreicher Posten in der Hand eines nicht mehr jungen Purpurträgers weist darauf hin, daß nicht bloß der gesamte Senat der Kirche, sondern auch die Zahl der Kurienkardinäle, unter denen Micara der drittjüngste ist, seit 1946 wieder erheblich zusammengeschrumpft ist. Es ist deshalb verständlich, daß das Gerücht von einer bevorstehenden Kardinalskreation nicht zur Ruhe kommt.

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Altaner, Berthold. Patrologie. Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter. Zweite, erweiterte Auflage. (XX u. 492). Freiburg 1950, Verlag Herder. Ganzleinen geb. S 78.—.

Arnold, Dr. theol., Dr. jur. Franz, o. ö. Universitätsprofessor. Das katholische Ehegesetz. Praktisches Handbuch für den Seelsorger. (176). Wien 1950, Wiener Domverlag. Kart. S 19.—.

Aufgenommen in den Himmel. Dokumente zur feierlichen Dogma-Verkündigung der leiblichen Aufnahme Mariä in den Himmel. Einführung von Karl Rahner S. J. (68). Mit vier Bildern. Innsbruck 1951, Marianischer Verlag. Kart.

Bernhart, Joseph. Chaos und Dämonie. Von den göttlichen Schatten der Schöpfung. (128). Hochland-Bücherei. München 1950, Kösel-Verlag. Kart. DM 4.20.

Brinktrine, Dr. Johannes. Offenbarung und Kirche. Fundamental-Theologie. 1. Band: Theorie der Offenbarung. 2. Auflage. (VIII u. 314). Paderborn 1947, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen geb. DM 11.—.

Brodrick, James, S. J. Petrus Canisius. 1521—1597. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Karl Telch. 2 Bände. (596 u. 677). Mit 22 Bildbeilagen und einer Karte. Wien 1950, Verlag Herder. Leinen geb. S 150.—, DM 40.—, Sfr. 44.—.

Daim, Wilfried. Umwertung der Psychoanalyse. (364). Mit 34 Abbildungen. Wien 1950, Verlag Herold. Ganzleinen geb. S 62.—.

Dander F., S. J. Summarium Theologiae Dogmaticae. De Sacramentis Christi. I. Sacramenta in genere. Baptismus et Confirmatio. Eucharistia. (86). Oeniponte 1950, Typis et Sumptibus Feliciani Rauch. Kart. S 13.80.

Dauthage, Heinrich. Die Geheilten Christi. I. Band: Der Schächer. Roman. (200). Wiener Domverlag 1950. Halbleinen geb. S 27.—.

Der Kreuzfahrer. Organ der Kreuzarmee vom Heiligen Lande und des österreichischen Pilgervereines. Vierteljahr-Zeitschrift in vier Heften. Verlag des General-Kommissariats vom Heiligen Lande in Wien. Einzelheft S 1.50, Jahrgang S 6.—.

Die Briefe des Francisco de Xavier. 1542—1552. Ausgewählt, übertragen und kommentiert von Elisabeth Gräfin Vitzthum. (366). Dritte, verbesserte Auflage. München 1950, Kösel-Verlag (Hochlandbücherei). Leinen geb. DM 14.50.

Die katholische Wirklichkeit und die Weltmission. Bericht der Arbeitsgemeinschaft „Weltmission“. Werktagung des 74. Deutschen Katholikentages, Altötting 1950. (96). Päpstl. Werk der Glaubensverbreitung — Franziskus-Xaverius-Missionsverein, Aachen, Hermannstr. 14. Kart.

Die Messe in der Glaubensverkündigung. Kerygmatische Fragen. Herausgegeben von Prof. Franz Xaver Arnold, Tübingen,

und Prof. Balthasar Fischer, Trier. (XVI u. 392). Mit sieben Bildtafeln. Freiburg i. Br.; Verlag Herder. Leinen geb. DM 19.50.

Die sittliche Ordnung der Völkergemeinschaft. Aufriß einer Ethik der internationalen Beziehungen. Nach der Neubearbeitung von 1948 übersetzt und mit einer Einführung versehen von Albert Hartmann S. J. (172). Augsburg 1950, Winfried-Werk-G. m. b. H. Broschiert DM 2.50.

Durst, Bernhard, O.S.B., Abt von Neresheim. Wie sind die Gläubigen an der Feier der hl. Messe beteiligt? (209). Sonderdruck aus der Benediktinischen Monatsschrift zur Pflege religiösen und geistigen Lebens. Jahrgang XXV (1949) und XXVI (1950). Beuron, Hohenzollern, Beuroner Kunstverlag. Kartontiert DM 1.80.

Erni, Dr. theol., Raymund. Die Theologische Summe des Thomas von Aquin in ihrem Grundbau. Erster Teil: Von Gott. (206). — Zweiter Teil: Zu Gott. Erste Hälfte: Die sittlichen Akte im allgemeinen (Prima Secundae). (216). — Zweite Hälfte: Die sittlichen Akte im einzelnen. (Secunda Secundae). (316). — Dritter Teil: In Gott durch Christus. (173). Luzern 1947/50, Verlag Räber & Cie. Leinen geb.

Fischl, Johann. Geschichte der Philosophie. II. Renaissance und Barock. Neuzeit bis Leibniz. (XVI u. 283). — III. Aufklärung und Deutscher Idealismus. (XII u. 360). (Christliche Philosophie in Einzeldarstellungen.) Graz-Salzburg-Wien 1950, Verlag Anton Pustet. Halbleinen geb. S 49.50 und 58.50.

Gabriel, Leo. Existenzphilosophie. Von Kierkegaard bis Sartre. (416). Wien 1951, Verlag Herold. Leinen geb. S 48.—

Gamberoni, Dr. Johann. Der Verkehr der Katholiken mit den Häretikern. Grundsätzliches nach den Moralisten von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. (160). Brixen 1950, Fb. Hofbuchdruckerei A. Weger. Brosch.

Grou, Jean-Nicolas. Handbüchlein für innerliche Seelen, übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Schamoni. (248). Paderborn 1950, Verlag Ferdinand Schöningh. Geb. DM 5.80.

Häussler, Friedrich, S. J. Licht und Kraft für Kranke. (116). Dülmen, Westfalen, 1950, A. Laumannsche Verlagsbuchhandlung. Ganzleinen geb. DM 2.80, brosch. DM 1.75.

Hasenöhr, P. Pirmin, O.F.M. Betrachtungen über die Regel und das Leben der Minderbrüder anschließend an das katholische Kirchenjahr. 3., verbesserte Auflage. 2 Bände (XVI u. 660; 616). Wien 1949, Verlag des General-Kommissariats vom Heiligen Land. Leinen geb. S 60.—

Heilige Priester — Geheiligt Volk. Österreichische Theologenwoche, Wien 1950. Sonderheft der Korrespondenz des Priester-Gebetsvereines „Associatio Perseverantiae Sacerdotalis“. (116). 64. Jahrgang, November 1950. Verlag: Wien IX, Boltzmannsgasse 9.

Jone, P. Heribert, O.F.M. Cap. Gesetzbuch der lateinischen Kirche. Erklärung der Kanones. I. Band: Allgemeine Normen und Personenrecht. (Kan. 1 bis Kan. 725). Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (707). Paderborn 1950, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen geb. DM 27.—

Kienast, P. Alexander, S.V.D. Die sprechende Hand im Religionsunterricht. (112). Mit 19 doppelseitigen Tafelbildern. Mödling bei Wien 1950, St.-Gabriel-Verlag. Halbleinen geb. S 18.—

Kirsch, DDr. Wilfried. Handbuch des Rosenkranzes (Summa Ss. Rosarii). (XXIV u. 526). Wien 1950, Wiener Domverlag. Halbleinen geb. S 74.50.

Klingele, Otto Heinrich. Lausbuben mit goldenen Herzen. (96). Illustriert. Wien 1950, Fährmann-Verlag. Halbleinen geb. S 25.—.

Konermann, Msgr. Dr. August. Kernfragen der modernen Landseelsorge. Ständische Seelsorge und religiöses Brauchtum auf dem Lande. (152). Münster 1950, Regensburg. Kart. DM 4.20.

Kuhaupt, Hermann. Die Feier der Eucharistie. Zweiter Teil: Die Aufbauelemente. (144). Münster 1951, Regensburg. Ganzleinen geb. DM 6.50.

Lippert, Peter, S. J. Maria. Betrachtungen aus dem Nachlaß. (104). Mit Titelbild. München 1950, Verlag Ars Sacra, Josef Müller. Leinen geb. DM 6.—, brosch. DM 4.—.

Lortz, Joseph. Die Reformation in Deutschland. 1. Band: Voraussetzungen, Aufbruch, erste Entscheidung. (XIV + 437). — 2. Band: Ausbau der Fronten, Unionsversuche; Ergebnisse. (X u. 341). Dritte Auflage. Freiburg, Verlag Herder. Ganzleinen geb.

Mayer, Joseph Ernst. Vom Leiden unseres Herrn Jesus Christus. Predigten und Lesungen für die Fastenzeit. (88). Graz-Wien 1951, Styria, Steirische Verlagsanstalt. Kart. 28.50.

Marmion, Abt D. Columba, O. S. B. Sponsa Verbi. Die Braut als Braut Christi, übertragen von M. Benedicta v. Spiegel. O. S. B. (104). Dritte Auflage. Paderborn 1950, Verlag Ferdinand Schöningh. Geb. DM 3.90.

Martin, Bernhard. Von der Anthroposophie zur Kirche. Ein geistiger Lebensbericht. (398). Speyer 1950, Pilgerverlag. Leinen geb. DM 9.80.

Mitterer, Albert. Geheimnisvoller Leib Christi. Nach St. Thomas von Aquin und nach Papst Pius XII. (407). Mit 11 Abbildungen. Wien 1950, Verlag Herold. Ganzleinen geb. S 62.—.

Nell-Breuning, Oswald von, S. J. Einzelmensch und Gesellschaft. (84). Heidelberg 1950, F. H. Kerle-Verlag. Kart. DM 1.90.

Neumüller, P. Willibrord, und Holter, Kurt. Die mittelalterlichen Bibliotheksverzeichnisse des Stiftes Kremsmünster. (70). Linz 1950, Verlag des Amtes der ö. Landesregierung.

Nicolussi, Dr. Joh., S. S. S. Das Werkzeug der Auserählung. (345). Mit einer Karte: Die Reisen des Apostels Paulus. Bolzano 1943. Brosch. Lire 189.—, geb. Lire 220.—.

Nicolussi, Dr. Joh. Der ganze Christ. (148). Rottweil a. N.-Bozen 1950, Verlag Emanuel. Kart.

Nicolussi, Dr. Joh. Erhebung des Geistes zu Gott. (12). Rottweil a. N.-Bozen 1949, Verlag Emanuel.

Oberösterreich. Landschaft — Kultur — Wirtschaft — Fremdenverkehr. 1. Jahrgang 1950, Heft 1. (60). Reich illustriert. Linz, Oberösterreichischer Landesverlag. Ein Heft S 6.—.

Oesch, Prälat Albert, P. Michael Hofmann S. J., Regens des Theologischen Konviktes Canisianum in Innsbruck. Erinnerungen an einen Priestererzieher. (244). Innsbruck 1951, Verlag Felician Rauch. Halbleinen geb. S 39.—.

Pan, Edmund. Katechetische Skizzen für die IV. Klasse der Hauptschulen. 2. Bändchen (Anfang Jänner bis Ende Februar). (2). Mödling bei Wien, Verlag Missionsdruckerei St. Gabriel. Kart. 7.80.

Pastor, Ludwig Freiherr von. 1854—1928. Tagebücher — Briefe — Erinnerungen. Herausgegeben von Wilhelm Wühr. (XXIV u. 950). Heidelberg 1950, F. H. Kerle-Verlag. Leinen geb. DM 27.—.

Paulus-Synopse. Die Briefe des Apostels Paulus in deutscher Sprache von P. Gebhard M. Heyder a. S. Laur. O. C. D. (296 u. 16). Regensburg, Josef Habbel. Halbleinen geb. DM 6.80.

Peitzmeier, Dr. Josef. Friede und Freude. Ein Gang durch das Kirchenjahr für Ordensfrauen. (155). Paderborn 1950, Verlag Ferdinand Schöningh. Ganzleinen geb. DM 3.90.

Pfatschbacher, Dr. Hermann. Grundlagen erfolgreicher Politik heute und morgen. (28). Innsbruck 1950, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 4.50.

Pospišil, Victor. Die Rechtsstellung des Patriarchen der serbischen Kirche in der Kirchenverfassung von 1931—1947. Dissertatio ad Lauream in Facultate Iuris Canonici Pontificiae Universitatis Gregorianae. (48). Brixen 1950, Fb. Hofbuchdruckerei A. Weger.

Praelectiones Iuris Matrimonii ad Normam Codicis Iuris Canonici. Quas ter edidit Th. M. Vlaming. Quarto edidit L. Bender O. P. (XX et 574). Bussum in Hollandia 1950, Paulus Brand. F. 19.50, linte f. 22.—.

Premm, Dr. phil. et theol., Matthias, em. Universitätsprofessor (Salzburg). Katholische Glaubenskunde. Ein Lehrbuch der Dogmatik. Erster Band: (Einführung), Gott der einwesentliche und dreipersonliche Schöpfer des Alls. (XVI u. 588). Wien 1951, Verlag Herder. Leinen geb.

Quatember, D. Matthaeus, S. O. Cist. De Vocatione Sacerdotali. Animadversiones. (110). Torino 1950, L. I. C. E. — R. Berruti & C.

Rahner, Karl, S. J. Das „neue“ Dogma. Zur Definition der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau und Gottesmutter. (40). Erste Veröffentlichung in „Wort und Wahrheit“, November 1950. Wien 1951, Verlag Herder. Kart.

Rahner, Hugo, S. J. Maria und die Kirche. Zehn Kapitel über das geistliche Leben. (128). Mit vier Bildern. Innsbruck 1951, Marianischer Verlag. Ganzleinen geb S 24.—; kart. S 18.—.

Siwek, Paul, S. J. Une Stigmatisée de nos Jours. Etude de psychologie religieuse. (174). Paris, P. Lethielleux.

Schildenberger, Johannes, O. S. B. Vom Geheimnis des Gotteswortes. Einführung in das Verständnis der Heiligen Schrift. (532). Heidelberg 1950, F. H. Kerle-Verlag. Leinen geb. DM 15.80.

Schulhandkarten, völlig neu bearbeitet. Mitteleuropa. Mit den neuen Grenzen. Maßstab 1:5,000.000. 38 × 50 cm. S 1.80. — Großbritannien und Irland. — Frankreich. — Spanien und Portugal. Jede der letzteren Karten im Maßstab 1:5,000.000. 32 × 50 cm. S 1.10. Physikalische Ausgaben in 10 Farben. Wien, Verlag der Kartographischen Anstalt Freytag-Berndt und Artaria.

Stange, Alfred. Das frühchristliche Kirchengebäude als Bild des Himmels. (162). Köln 1950, Comel-Verlag. Halbleinen geb. DM 5.40.

Stratmann, Franziskus. Krieg und Christentum heute. (192). Trier 1950, Paulinus-Verlag. Halbleinen geb. DM 5.70.

Weingartner, Dr. Josef. Die Kirchen Innsbrucks. 2., umgearbeitete Auflage. (88). Innsbruck 1950, Verlag Felizian Rauch. Halbleinen geb. S 25.50.

Wir und die Welt. Jugendzeitschrift. Mitteilungsblatt des „Buch-

clubs der Jugend". 2. Jahrg., Heft 1. Verlag Waldheim-Eberle, Wien VII, Seidengasse 3—11. Preis pro Heft S 1.60, DM —.40.

Ziegler, Adolf Wilhelm. Stimmen aus der Völkerwanderung. Eine Auswahl von Texten aus der lateinischen altchristlichen Literatur, herausgegeben und erläutert. (154). Regensburg 1950, Druck und Verlag Josef Habel. Kart.

Buchbesprechungen

Autonomismus und Transzendenzphilosophie. Von Hans-Eduard Hengstenberg. (476). Heidelberg 1950, F. H. Kerle-Verlag. Geb. DM 12.80.

Das vorliegende Werk des bekannten deutschen Theologen und Philosophen bedeutet eine gewisse Beunruhigung der üblichen Methode des Gottesbeweises. Das hat seinen guten Grund. Denn wenngleich die Erkennbarkeit Gottes mit dem natürlichen Lichte der Vernunft vom Vatikanum ausdrücklich definiert und auch seine Beweisbarkeit vom kirchlichen Lehramt als sicher gegeben hingestellt wurde, so hat doch gerade die jüngste maßgebliche Enzyklika „*Humani generis*“ selber unzweideutig zugegeben, daß die traditionelle Methode sehr wohl einer fortlaufenden Verfeinerung bedürfe, damit sie den echten Anliegen moderner Forschung immer besser entspreche. Daß ein wissenschaftlich einwandfreier philosophischer Gottesbeweis immer schwierig bleiben wird, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß nach dem kirchlichen Lehramt selber die Existenz Gottes sowohl Vernunftsatz wie Glaubenssatz ist. Die berühmte augustinisch-anselmianische Formel „*Fides quaerens intellectum*“ wird deshalb gerade heute immer mehr in ihrer echt existentiellen, d. h. aus der konkreten Wesens- und Daseinsbestimmtheit des Menschen stammenden Bedeutung erkannt. Daher auch die gegenwärtig immer neu ansetzenden Bemühungen, den Dunkelheiten des Problems in logischer, ontologischer, aber auch psychologischer Weise mehr als bisher gerecht zu werden. Hengstenberg selbst bemüht sich besonders um die Aufhellung der Begriffe „Sinn, Sinngeschehen, substantieller Wesens- und Daseinsakt“, und zwar immer im Hinblick auf die drängenden Fragestellungen autonomistischer, d. h. rein weltimmanent denkender antiker und moderner Philosophen. Die Untersuchungen gehen tief und beschreiten vielfach neue Wege. Ob immer mit Erfolg, darüber werden sich die Fachleute auseinandersetzen müssen. Dazu fruchtbare Anregungen gegeben zu haben, mag dem Verfasser schöner Lohn seines ehrlichen kritischen Strebens sein.

Linz a. d. Donau.

Prof. Josef Knopp.

Vom Nichts zum Sein. Von Univ.-Prof. Dr. Josef Santeler. (20). Feldkirch, im Verlag der Quelle. Kart. S 18.30.

Die theoretischen und sittlich-praktischen Darlegungen zum Schöpfungsthema des Innsbrucker Ordinarius für scholastische Philosophie sind gewohnt solide. Vom schöpferischen Funken allerdings, den das unvergleichlich schöne Bild von Michelangelo auf dem Buchumschlag verheißt, merkt man wohl weniger. Auf irgendwelche moderne Fragestellungen wird kaum eingegangen. Ob der Nachweis der Kontingenz des Weltsubstrates wirklich so leicht zu führen ist, wie es hier versucht wird, mag man bezweifeln, schon im Hinblick auf die Tatsache, daß nicht einmal die scharfsinnigsten Köpfe der vorchristlichen Philosophie, Platon und

Aristoteles, auf den Schöpfungsgedanken gekommen sind. Auch das Vatikanische Konzil hat bekanntlich in seine Definition über die sichere Erkennbarkeit Gottes mit dem natürlichen Lichte der Vernunft nicht unmittelbar auch die Schöpfungsidee einbegriffen. Und die berühmten „Fünf Wege des hl. Thomas“ haben wohl immer das Dasein des überweltlichen persönlichen Gottes zum Gegenstand, nicht aber ebenso unmittelbar die Schöpfungsidee. Man vergleiche dazu etwa die Ausführungen in dem Band: „Praxis und Theorie des Gottbeweises“ von Silva-Tarouca (Herder-Wien). Für philosophisch anspruchslosere Zwecke jedoch mag Santelers Buch ein recht brauchbarer Behelf sein.

Linz a. d. Donau.

Prof. Josef Knopp.

Thomas von Aquin, Glaube als Tugend (II—II, 1—16). (32 u. 509). (Die deutsche Thomasausgabe. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa theologiae. Übersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Österreichs. Herausgegeben von der Albertus-Magnus-Akademie Walberberg bei Köln, 15. Band.) 1950. Gemeinschaftsverlag F. H. Kerle, Heidelberg-München, Anton Pustet, Graz-Wien-Salzburg. Leinwand geb. S 71.40; für Subskribenten S 59.20.

Von der auf 36 Bände angelegten „Deutschen Thomas-Ausgabe“ war im Jahre 1933 im Verlag Anton Pustet der erste Band erschienen, dem sich 12 weitere anschlossen — zum Teile schon im Verlag Kerle, der im Jahre 1939 das Verlagsrecht übernahm. Dann mußte infolge der Kriegsverhältnisse ein Weitererscheinen unterbleiben. Nun haben sich beide Verleger zur weiteren Herausgabe zusammengeschlossen und einen neuen Band vorgelegt. Dieser umfaßt von der II—II die Quaestiones 1—16, welche den Glauben als Tugend behandeln. Man kann sich nur freuen, daß nach mehr als siebenjähriger Unterbrechung dieser Band vorliegt, der sich seinen Vorgängern ehrenvoll anschließt, ja in manchen Punkten sie übertrifft.

Er enthält neben dem exakt hergestellten lateinischen Text eine getreue, verhältnismäßig leichtverständliche deutsche Übersetzung, so daß man ohne sprachliche Schwierigkeiten in das imposante Lehrgebäude des Aquinaten eindringen kann. Sehr interessant und aufklärend sind die vielen sprachlichen, philosophischen, liturgiegeschichtlichen und biographischen Anmerkungen, welche richtiges Leben in die Materie bringen. Besondere Anerkennung verdienen Kommentare und Anhänge, welche darstellen wie sich in den einzelnen Punkten die Lehre des hl. Thomas bis in unsere Zeit weiterentwickelt hat. Speziell in unseren Tagen ist Anhang III: „Dogmenentwicklung“ zeitnahe, und es ist zu bedauern, daß — infolge früheren Erscheinens des Bandes — in diesem Zusammenhange nicht mehr auf die Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel verwiesen werden konnte. Interessant ist auch die Forderung (S. 469 f.), daß der Begriff des „rein kirchlichen Glaubens“ (fides ecclesiastica) endgültig aus der thomistischen und überhaupt „aus der katholischen Theologie“ verschwinde, „mag er auch von großen und größten Theologen moderner Zeit vertreten worden sein und noch vertreten werden“.

Für die deutsche „Thomas-Ausgabe“ interessieren sich auch protestantische Theologen. Muß da nicht um so mehr der katholische Priester und Theologe darnach greifen?

Linz a. d. Donau.

Dr. Ferdinand Spiesberger.

Geist und Messias. Beitrag zur biblischen Theologie des Alten Testaments. Von Dr. Robert Koch CSsR. (XXIV u. 261). Wien 1950, Verlag Herder. Leinen geb. S 33.50.

Ein mit Geist und aller Gründlichkeit geschriebenes Buch über „Geist und Messias“. Der Inhalt dreht sich um ruach (spiritus) und ruach Jahweh (spiritus Domini). 378mal kommt im hebräischen Text ruach vor; das schon lockt und rechtfertigt, sich mit diesem Begriff zu befassen.

Kochs Arbeit gliedert sich in zwei Teile. Im ersten und grundlegenden werden der Bedeutungsgehalt der ruach im allgemeinen (Kap. 1) und die Wirkungen der ruach Jahweh in der alttestamentlichen Heilsordnung im besonderen (Kap. 2) behandelt. Im zweiten Teil werden in eingehender Weise die Folgen der allgemeinen Mitteilung des Gottesgeistes untersucht: im Messias (Kap. 3), in der messianischen Heilsgemeinschaft (Kap. 4) und in deren einzelnen Gliedern (Kap. 5 u. 6). Die Arbeit wird abgeschlossen durch eine kurze „Zusammenfassung“ und gekrönt durch das „Ergebnis“. Unter den Propheten ist vor allem in Betracht gezogen der Theologe des Gottesgeistes, Isaias. Aber auch Ezechiel, Joel, Zacharias sind entsprechend gewürdigt.

Koch gelangt zu dem Ergebnis: Immer eignet dem Geiste des Herrn eine geheimnisvolle und übernatürliche Kraft, die die wunderbarsten Wirkungen im Bereich des physischen, geistigen und sittlichen Lebens hervorbringt (S. 229). Es steht fest, daß die Eigenpersönlichkeit des Gottesgeistes nirgends im Alten Testament eindeutig herausgestellt ist. Aber es werden doch dunkle Andeutungen gemacht, die mit dem Exil einsetzen und nach den weisen Absichten der göttlichen Vorsehung auf die Offenbarung des Heiligen Geistes“ im Neuen Testament vorbereiten sollten (S. 231). Erst im jüngsten Buch des Alten Testaments, im Buche der Weisheit, tritt die Eigenpersönlichkeit des Geistes klarer hervor. Aber alles in allem weist auch das Weisheitsbuch noch keine vollkommene Hypostase mit scharf umrissenen Zügen auf. Dem Neuen Testament war es vorbehalten, das volle Geheimnis des Heiligen Geistes zu enthüllen (S. 232). Doch ersteigt die prophetische Theologie über die ruach Jahweh zuweilen neutestamentliche Höhen.

Man wird dem Verfasser zustimmen müssen, wenn er meint, einer Arbeit werde ein gewisser Gegenwartswert zuzuerkennen ein: „Nicht durch den Geist dieser Welt, nicht durch den Geist des Rationalismus, des modernen Totengräbers der menschlichen Persönlichkeit, sondern durch den Geist des Herrn, den Heiligen Geist, kann unsere bis in die Grundfesten erschütterte menschliche Gesellschaft gerettet und erneuert werden.“ (Vorwort.)

Linz a. d. Donau.

Dr. Karl Fruhstorfer.

Kinder des Lichtes. Betrachtungen über den Epheserbrief. Von Adrienne von Speyr. (234). Wien 1950, Verlag Herold. Ganzleinen geb. S 32.—.

Das Geheimnis des Pseudonyms darf wohl allgemein freigegeben werden, seitdem eine Nachricht des Vatikansenders Endeänner 1951 dieses Buch zum Epheserbrief erwähnte und die Verfasserin Adrienne von Speyr, aber, als Gattin des Baseler Professors Kaegi, auch Frau Dr. (med.) Kaegi nannte. Das Pseudonym muß wohl beibehalten werden, damit das erste Buch „Magd des Herrn“ mit den seit 1948 rasch erschienenen Werken über das Johannesevangelium, die Bergpredigt (Mt 5—7), die Apokalypse, das vorliegende über den Epheserbrief und manches noch zu hoffende ihre Zugehörigkeit zur gleichen Verfasserin nicht verleugnen.

„Schon als Kind las die Verfasserin beinahe verstohlen viel heilige Schrift. Denn sie liebte es nicht, als fromm zu gelten in einer Umgebung, die es nicht war.“ Für diese außerordentliche Liebhaberin war das geschriebene Wort Gottes immer eine große Ganzheit und jeder Teil der Hochachtung und aller Mühe andächtigen Nachdenkens wert. Darin stimmte sie, die 1940 ihren Übertritt zur katholischen Kirche vollzog, offenbar schon immer mit den Kirchenvätern und der Kirche überein. Ihre Methode der Bibelbetrachtung erinnert an das, was einem heiligen Johannes Chrysostomus allgemeine Bewunderung einbrachte.

Wer immer solch engen Anschluß an die Apostelworte mitmachen, mitbetrachten oder mitbeten will, wird den getreuen Wortlaut immer wieder suchen und dafür dankbar sein, daß er ihn Vers um Vers zur Hand hat. Übrigens bekennt sich im Geleitwort Hans Urs von Balthasar, „der die Herausgabe übernahm, als verantwortlich für die Gestaltung des Bibeltextes, für Titel und Überschriften sowie für eine stilistische Überprüfung, die indes den Inhalt nirgends antastet“. Die Einrichtung des Buches ermöglicht es ohne weiteres, jeden Vers des Epheserbriefes wie im Kommentar nachzuschlagen. Aber mit Kommentaren zu wetteifern, ist gar nicht der Ehrgeiz dieser Betrachtungen, die alles Philologische, schulmäßig Exegetische und insbesondere Textkritische beiseite lassen. Wenn die Verfasserin so sehr betont, nur eine Hilfe, ein Anstoß zu eigener Betrachtung sein zu wollen, dann tut auch der Theologe gut daran, als Betrachter das reiche Buch in die Hand zu nehmen.

Linz a. d. D.

Dr. Aloys Weilbold.

Geschichte des Konzils von Trient. Band I: Der Kampf um das Konzil. Von Hubert Jedin. (XIV u. 644). Freiburg 1949, Verlag Herder. Leinen geb. DM 26.—.

Bischof Karl Joseph von Hefele und sein Fortsetzer, Joseph Kardinal Hergenröther, haben die Geschichte der Konzilien über die Baseler Kirchenversammlung bis zum Jahre 1537 heraufgeführt. Für eine Darstellung der Vorgänge, die dem Konzil von Trient vorangingen und sich bei seinen drei Perioden dann abspielten, fehlten noch immer die nötigen Vorarbeiten. Nun sind die Akten des Konzils durch eine umfangreiche Monumentalausgabe in bisher 11 Bänden (zwei weitere sind bereits druckfertig) von der Görres-Gesellschaft publiziert. Der Verfasser der Geschichte des Konzils von Trient, Professor Hubert Jedin (Bonn), selbst langjähriger Mitarbeiter an diesen Veröffentlichungen, bringt eine gründliche Kenntnis der Quellen und dadurch eine tiefe Einsichtnahme in alle Zusammenhänge als unerlässliches Rüstzeug für ein derartiges Unternehmen in hervorragender Weise mit. Dies zeigt sich schon beim ersten nunmehr vorliegenden Band dieses Werkes, der den Kampf um das Konzil, also die Zeit vor dem Konzil bis zu dessen Eröffnung, behandelt.

Im ersten Teil wird eingehend die Situation zwischen dem Konzil von Basel und dem Lateranense V. geschildert. Mit bewundernswerter Offenheit konstatiert der Verfasser in diesem Abschnitt: „Im Schatten einer kirchlichen Diktatur gedeihen keine Bäume.“ (S. 110.) Dann folgt in fesselnder und rückhaltlos objektiver, nichts beschönigender Darstellung die unmittelbare Vorgeschichte des Trienter Konzils. Wir erleben das Spiel der Kurie mit der Geduld der Christenheit und insbesondere des um die Sache der Kirche aus tiefer Überzeugung so besorgten Kaisers

Karl V. Auch Martin Luther und seine sowie seiner Anhänger schwankende Haltung gegenüber einer allgemeinen Kirchenversammlung bleiben nicht unerwähnt. Nach dem Fehlschlag von Mantua-Vicenza dachte man um so stärker an eine Reform der Kirche ohne Konzil. In diesem Zusammenhang wurde damals Papst Paul III. schließlich 1537 durch die von ihm eingesetzte Reformkommission das „Consilium de emendanda ecclesia“ überreicht. In ihm wurde eindringlich auf die Schäden der Kirche hingewiesen, deren Ursachen nicht zuletzt in Rom selber lagen. Diese Ehrlichkeit ist zu bewundern. „Denn Freimut vor dem dreifach gekrönten Stellvertreter Christi ist noch schwerer und seltener als der Mut vor Königsthronen.“ (S. 239.)

Gerade für uns Christen des deutschen Sprachgebietes, das durch die unselige Glaubensspaltung so hart betroffen wurde, ist dieses Buch außerordentlich aufschlußreich. Seine Lektüre ist für jeden, der die Kirche und ihre abwechslungsreiche Geschichte liebt, ein Erlebnis. In dieser folgenschweren und schicksalsreichen Epoche zwischen Mittelalter und Neuzeit liegt vielfach der Schlüssel zur Aufhellung für die Fragen der Gegenwart. Jedin hat uns schon mit diesem ersten Band — drei weitere sind noch zu erwarten — ein Geschichtswerk von europäischem, ja im Sinne des Orbis catholicus weltumspannendem Format geschenkt; durch seine reichen Quellen- und Literaturhinweise sowie durch ein gutes Personen- und Sachregister wird es zu einem der unentbehrlichen wissenschaftlich-exakten Wegweiser durch das Reformationszeitalter.

Linz a. d. Donau.

DDr. Josef Lenzenweger.

Der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, † 397. Einführung und Auswahl von Dr. theol. Dr. phil. Josef Lenzenweger. (48). Mit zwei Bildern. (Die Kirchenväter und wir. Zeitnahe Väterwort. 4. Bdch.). St. Adalbero-Verlag der Benediktinerabtei Lambach. Kart. S 5.20.

Über das Ziel dieser Kleinausgabe der Kirchenväter wurde in dieser Zeitschrift schon früher berichtet (Jg. 1949, S. 274). Man kann über die Zweckmäßigkeit einer Väterausgabe in Zitaten verschiedener Meinung sein. Die Tatsache bleibt auf jeden Fall bestehen, daß die gehetzten Menschen unserer Tage, die Priester nicht ausgenommen, kaum mehr dazukommen, eine vollständige Ausgabe zu lesen. Diesen will nun die Reihe „Die Kirchenväter und wir“ wenigstens eine Auswahl kostbarer Perlen aus dem patristischen Schrifttum in schöner Form zur Überlegung darbieten.

Das 4. Bändchen der Sammlung ist dem heiligen Kirchenlehrer Ambrosius gewidmet. In einer ausgezeichneten Einführung bringt uns Prof. DDr. Lenzenweger, Linz, Persönlichkeit und Werk des ehemaligen hohen römischen Beamten nahe. Dann folgt unter den Titeln: Die Wege zu Gott, Die Liebe zu Gott, Die Selbstliebe, Die Liebe von Mensch zu Mensch, Christ und Staat, Die Kirche und ihre Gnadenmittel, eine sorgfältige, mit genauen Quellenangaben belegte Auswahl zeitnaher Stellen aus den Werken des großen Bischofs. Den Abschluß bilden neben einem Verzeichnis der benützten Literatur wichtige Daten aus dem Leben des heiligen Ambrosius und der Rahmen der Zeitgeschichte.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

Das wahre Gesicht der Heiligen. Von Wilhelm Schamoni. Dritte, verbesserte Auflage. (352). München 1950, Kösel-Verlag. Leinen geb. DM 19.80.

Eine Heiligenlegende, die nach Ausführungen über Heiligkeit, Martyrium, Pathologisches und bildlichen Darstellungen der Freunde Gottes der Lebensbeschreibung ausgewählter Heiliger Bilder beigibt, die Schamoni als das „wahre Gesicht“ dieser Heiligen ansprechen möchte. Der Verfasser ist sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewußt. Denn es ist schon im allgemeinen schwer, mit Hilfe von Pinsel, Meißel, Bleistift oder der photographischen Linse das von einem Menschen wiederzugeben, was man seine persönliche Eigenart nennt.

Wir haben von Jesus kein authentisches Bild, nicht einmal eine verbürgte Beschreibung seines leiblichen Äußeren. Die Nachfolger Jesu hatten im allgemeinen kein Verlangen, Bilder von sich der Nachwelt zu hinterlassen. Und wo sie in höherem Auftrag sich abbilden lassen mußten, war oft der Künstler seiner Aufgabe nicht gewachsen, wie das selbst die hl. Theresia von Jesus feststellt (Anmerkung 159/38). Für die Heiligen der ersten Jahrhunderte stehen kaum Bilder zur Verfügung, die man als authentisch ansprechen könnte. Im Mittelalter verfallen die Bildner leicht der Schematisierung, was man bei den von Schamoni vernachlässigten Miniaturen der Handschriften bemerken kann. Auch die neueste Zeit mit der Lichtbildkunst stellt nicht immer Bilder her, von denen man „sprechende“ Ähnlichkeit behaupten kann. Bis zur Erfindung der Momenttrockenplatte war das Photographieren eine zeitraubende und für das Objekt qualvolle Angelegenheit. Man muß sich wundern, daß das gebrachte Bild von Don Bosco noch um Augen und Mund die charakteristische Heiterkeit aufweist. Schamoni bringt viele Totenmasken, obzwar er selber die Bedenken gegen deren Verwendung als Grundlage für ein Porträt oder auch nur die Vorstellung eines solchen kennt. Schamoni geht allen unwahren Darstellungen der Heiligen aus dem Weg, lieber soll die Entschlossenheit und die Hingabe an die göttliche Sendung bis zum Äußersten zum Ausdruck kommen, wie z. B. beim hl. Johannes a Capestrano. Ob aber die Plastik des Omobono mit der abgeschlagenen Nase, der mumienhafte Kopf der Klara von Montefalco oder die Totenmaske der Veronika Giuliani mit dem offenen Mund ein Bild von der himmlischen Heiterkeit der Seele dieser Heiligen im Herzen des Betrachters hervorrufen, kann bezweifelt werden. Eine physiognomische Deutung der Bildnisse und graphologische Auswertung der gebrachten Schriftproben wird vermieden. Die Ausstattung des Buches ist gut, der Preis für österreichische Verhältnisse derzeit hoch.

Stift St. Florian.

Dr. Adolf Kreuz.

Gottes gute Welt. Die kirchliche Schöpfungslehre. Von Prof. Dr. P. Hugo Lang. (Speyerer Studien, herausgegeben von Msgr. Nikolaus Lauer, Reihe I, Band 3). (116). Speyer 1950, Pilger-Verlag. Leinen geb. DM 5.90.

Ein aktuelles und trostvolles Buch! Aktuell ist es deshalb, weil der Dualismus in seinen verschiedenen Formen in unserer Zeit mächtig wiederauflebt; trostvoll, weil es ihn und seine düsteren Konsequenzen in überzeugender, klarer Weise widerlegt. In fünf Abschnitten führt der Verfasser sein Thema durch: I. Die Welt das Werk eines Gottes. — II. Die Welt aus nichts im Anfang frei geschaffen. — III. Idee und Ziel der Welt. — IV. Entwicklung und Verderb der Welt. — V. Das beständige Erschaffen.

Philosophische und religiöse Systeme aller Zeiten werden vom Verfasser in ausgezeichneter, dabei kurzer und prägnanter Form

dargestellt und zur Beleuchtung des Themas herangezogen. Die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaften sind dem Verfasser völlig vertraut. Auf die Philosophie vom Sein und auf die Offenbarung gründend, setzt der Verfasser nicht zuletzt durch sein ausgezeichnetes Werk der Existentialphilosophie — der Philosophie des Grauens mit ihrem unkonsequenten „Dennoch“ — die Weltanschauung des „lebenswerten“ Lebens entgegen. Die Sprache ist schön und klar. Die Anmerkungen wären unter dem Strich zweckmäßiger angebracht als am Schlusse des Buches.

Stift St. Florian.

P. Dr. Bernhard Krahl.

Das Christusgeheimnis der Sakramente. Von Eugen Biser. Heidelberg 1950, F. H. Kerle-Verlag. Kart. DM 2.90.

Der Verfasser sucht nach dem Einheitsgrund der Sakramente und findet ihn in Werk, Wesen und Fülle Christi. In besinnlichen, theologisch fundierten Überlegungen legt er folgendes dar.

Von Christi Werk, der Erlösung am Kreuze, her gesehen, sind die Sakramente die Entfaltung und Darstellungsform dessen, was das Erlösungswerk am Kreuz in ungeteilter Einheit enthält. Die Eucharistie stellt die Erlösung dar als Opfer des Neuen Bundes, die Taufe als den Vollzug der Recapitulatio, die Buße als das Gottesgericht, die Ölung als den das Leben weckenden Tod, die Firmung als die erwirkte Geistausgießung, die Weihe als die Himmel und Erde verbindende Versöhnung, die Ehe als die Neuschöpfung, in welcher die neuen Himmel und die neue Erde in den verhüllenden Zeichen der Sakramente anbrechen.

Von Christi Wesen her gesehen, wie es sich in den johan-neischen Wesens„worten“ ausdrückt, sind die Sakramente Wesens„zeichen“, die die unaussprechliche Wesenheit des Herrn in immer neuen Sichten darstellen. Die Eucharistie offenbart ihn als das Leben der Welt, die Taufe als das Licht der Menschen, die Firmung als den Träger des Geistes, die Buße als den guten Hirten, die Ölung als den himmlischen Arzt, die Weihe als den Hohenpriester, die Ehe als den Bräutigam.

Von Christi Fülle, der Kirche, her gesehen, sind die Sakramente eine Offenbarung des Wesenssinnes und der Wesensform der Kirche. Die Eucharistie versinnbildlicht die Kirche als den mystischen Leib des Herrn, die Taufe als die Mutter der Erlösten, die Firmung als den Raum des Geistes; die Weihe erschließt ihre priesterliche Würde, die Buße erweist sie als die Kirche der Sünder, die Ölung als die mystische Leidensgemeinschaft mit dem gekreuzigten Christus, die Ehe als die makellose Braut des verklärten Lammes.

Wenn man sich auch vom theologischen Standpunkt aus den Erweis der Einheit manchmal anders wünschte, so kann das Büchlein als wertvoller Beitrag zur Sakramenten-Kerygmantik nur empfohlen werden.

Linz a. d. D.

Dr. E. Schwarzbauer.

Gesundes Geschlechtsleben. Handbuch für Ehefragen. Von X. von Hornstein und A. Faller. (452). Mit Zeichnungen. Olten (Schweiz) 1950, Verlag O. Walter. Geb. Sfr. 19.—, S 104.50.

Ein Priester und ein Arzt haben in Gemeinschaft mit einer Reihe von Fachleuten verschiedener einschlägiger Gebiete — im ganzen sind 31 Autoren vertreten — dieses großangelegte Werk geschaffen, das den ganzen Fragenkomplex aus christlicher Schau, in universalistischer Betrachtung, mit wissenschaftlicher Genauigkeit und erschöpfender Gründlichkeit behandelt. Die Darstellung

beginnt mit der Geschichte. Die drei Hauptteile behandeln dann das Geschlechtliche im Einzelmenschen, in der Gemeinschaft von Mann und Frau und in der Erziehung.

Das Buch hat große Vorzüge, weist aber auch manche Mängel auf. Eine Gemeinschaftsarbeit bedingt manche Wiederholungen und Überschneidungen. Bei manchen Fragen herrscht einseitig die medizinische Betrachtungsweise vor, so daß die moralische Wertung zu kurz kommt. Die pädagogische Behandlung ist zu knapp. Das Werk ist für Theologen, Seelsorger, Mediziner und Erzieher gleich bedeutungsvoll. Auch für Braut- und Eheleute wird es nützlich sein. In der heutigen Welt, wo soviel Unruhe und Unklarheit herrscht, ist das Buch ein hoch zu wertender Beitrag zur Beruhigung und Klärung des menschlichen Wissens und Gewissens. Aber nur, wenn es mit Ernst und Gewissenhaftigkeit zu Rate gezogen wird. „Nur aus dem Ganzen christlichen Glaubens und Denkens und Lebens in Christus ist die Überwindung der (heutigen sexuellen) Krise möglich. Aus dem lebendigen Christentum sollen lebendige Christen eine unchristliche Gestaltung oder Mißgestaltung des geschlechtlichen Lebens überwinden. Eine Erneuerung des privaten und des öffentlichen Lebens und damit auch des Geschlechtlichen im Privaten und in der Öffentlichkeit ist letztlich nur gesichert in Christus dem Herrn.“

Clervaux (Luxemburg).

P. B. Müller O.S.B.

Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Iuris Canonici. Begründet von † Eduard Eichmann. Neu bearbeitet von Klaus Mörsdorf. III. Band: Prozeß- und Strafrecht. Völlig veränderte, sechste Auflage. (504). Paderborn 1950, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen geb. DM 18.—.

Mit dem vorliegenden dritten Band, der das Prozeß- und Strafrecht behandelt, ist die Neubearbeitung des bewährten Lehrbuches des Kirchenrechts von Eichmann nunmehr glücklich abgeschlossen. In die Darstellung des Prozeßrechtes des Kodex wurde auch die Eheprozeßinstruktion vom 15. August 1936 wegen ihrer großen Bedeutung einbezogen. Auch das neue Ehedekret und die Prozeßordnung für die Ostkirche wurden berücksichtigt. Auch sonst wurde das Werk auf den neuesten Stand gebracht (vgl. z. B. Strafbestimmung für unerlaubte Handelsgeschäfte der Kleriker, S. 462). Einige ungewohnte Verdeutschungen fallen auch in diesem Bande auf, z. B. Beugestrafe (Medizinalstrafe), Angehen des Inhabers der Lossprechungsgewalt (Rekurs), Gottesdienstsperr (Interdikt).

Der Schlußband, der auch ein alle drei Bände umfassendes ausführliches Sachverzeichnis bringt, wird in seiner Klarheit und Übersichtlichkeit nicht nur vom Eherichter besonders begrüßt werden, sondern auch vom Seelsorger, der heute sehr oft vor allem in eherechtlichen Dingen um Rat gefragt wird. Auch auf die praktischen Bedürfnisse (Beichtstuhl) wird gebührend Rücksicht genommen.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

Die Zivilehe. Die staatliche Ehegesetzgebung und die Kirche. Von Univ.-Prof. Dr. Carl Holböck. (198). Innsbruck-Wien 1950. Tyrolia-Verlag. Kart. S 21.—.

Im Anschluß an das Vorwort wollen wir zunächst dem Verfasser danken für die Klärung wichtiger Fragen, die sein Buch bringt. Man kann über eine Sache nur dann vernünftig reden, wenn man alle einschlägigen Begriffe und die maßgebenden

Grundsätze kennt. Der erste Teil des Werkes klärt die Begriffe und arbeitet (aufbauend auf den historischen und dogmatischen Fundamenten) die Grundsätze heraus, an denen sich jede Diskussion über den gesamten Fragenkomplex orientieren muß. Der Standpunkt der Kirche ist so aufgezeigt, daß ihn auch gutgesinnte Gegner verstehen und würdigen müssen, handelt doch die Kirche in ihrer Haltung der Zivilehe gegenüber aus ihrem Gewissen heraus in der Erfüllung einer heiligen Pflicht. Diese Haltung der Kirche wird aber, wie Dr. Holböck zeigt, auch den angemessenen Forderungen des Staates vollkommen gerecht. Die Darstellung weist aber auch klar das Unrecht der Zivilehe auf, ihre Folgen und den kirchenfeindlichen Geist, der sich hinter ihr verbirgt. Vieles ist dabei so konkret und treffend gesagt, daß man es sofort gebrauchen kann, wenn man bei Referaten oder in der Diskussion Rede und Antwort stehen muß; anderes ist so anschaulich gebracht, daß es auf die Kanzeln und in die Kirchenblätter gehört.

Im zweiten Teil werden eine Reihe praktischer Fragen (z. B. das Verhalten des Richters beim Zivilgericht und des Abgeordneten in der Volksvertretung bei Ehegesetzberatungen) aufgeworfen und mit moraltheologischer Gründlichkeit und pastorellem Geschick gelöst.

Der letzte Abschnitt bringt einen Vergleich zwischen staatlichem und kirchlichem Eherecht; besonders begrüßenswert sind darin die vielen Hinweise auf das Eherecht in Österreich, in Deutschland und in der Schweiz. Der Vergleich ist ein Beweis für den zunehmenden Verfall der staatlichen Ehegesetzgebung, die sich in erschreckender Weise mehr und mehr vom Naturrecht und vom göttlichen Recht entfernt. Eine Sammlung einschlägiger kirchlicher Dokumente und der Sachindex seien abschließend erwähnt.

Linz a. d. D.

Dr. Karl Böcklinger.

Das christliche Tugendleben. Eine praktische Anleitung. Von Dr. theol. Wilhelm Stockums, Weihbischof von Köln. (XII und 336). Freiburg, Verlag Herder. Leinen geb. DM 8.80, S 40.—.

Die Tugendlehre behandelt ein Gebiet, das für die Formung des Menschen, für sein geistiges Werden und Wachsen von höchster Bedeutung ist. „Ohne Tugenden“, um ein Wort dieses Buches zu gebrauchen, „wird ja der Mensch zur Bestie, die nicht nur andere, sondern auch sich selbst zerfleischt.“ Wir sehen das heute in erschreckendem Ausmaß im Leben der Völker, im Großen wie im Kleinen. Schon die rein natürlichen Tugenden, die bloß auf den Edelmenschen eines kurzen Erdenlebens abzielen, sind des Schweißes der Edlen wert. Erst recht aber sind die übernatürlichen, christlichen Tugenden von höchster Bedeutung, denn sie führen ja das Gotteskind zum Idealbild des Menschen und lassen es sich entfalten bis zum Vollalter Christi. Das Buch Stockums' ist ein verlässlicher Führer zu diesem erhabenen Ziel.

Im ersten Teil zeigt der Autor die Aufgabe der natürlichen Tugenden und ihren Wert für Charakter- und Herzensbildung. Anschließend daran wird das Wesen und das Ziel der übernatürlichen Tugenden dargestellt. Der zweite Teil ist den einzelnen göttlichen und sittlichen Tugenden gewidmet. In klarer, leicht verständlicher Form wird ihr Wesen, ihre Aufgabe und ihr Wert dargelegt. Ein Merkmal dieser christlichen Tugendlehre ist die Klarheit und Wahrheit. Es ist aber doch mehr nüchternes Lehrbuch als gewinnendes Lebensbuch. Als großer Vorzug darf gebucht werden, daß diese christliche Tugendlehre durchaus das

Milieu des heutigen Menschen vor Augen hat und die Forderungen den Zeitverhältnissen anpaßt. Die Christen unserer Tage können nicht mehr als Einsiedler in die Wüste gehen und sich abkapseln von der Welt, sondern müssen das christliche Lebensideal unter den völlig veränderten Verhältnissen der heutigen Welt in stark apostolischer und karitativer Form zur Ausprägung bringen.

Linz a. d. D.

Spiritual Josef Huber.

Einswerden mit Christus. Von Leo Veuthey. Franziskanische Geisteslehre. Ins Deutsche übertragen von Josef Hosse. (154). Düsseldorf, Patmos-Verlag. Halbleinen geb. DM 6.80.

P. Leo Veuthey O. F. M. Conv. macht es sich zur Aufgabe, die Lehre vom inneren Leben mit einfachen Worten, ohne von ihrer Tiefe etwas preiszugeben, einem größeren Kreise darzubieten. Das Anliegen des Verfassers darf schon deshalb franziskanisch genannt werden, weil nach der Lehre der Franziskanerschule die Berufung zur Mystik allgemein ist. Als Sohn des Heiligen von Assisi will der Verfasser eine franziskanische Geisteslehre bieten, schöpfend aus franziskanischen Quellen (Franziskus, Bonaventura, Veronika Giuliani, Angela von Foligno), indem er die spezifisch franziskanische Haltung und Lehre für die einzelnen Stufen des geistlichen Lebens aufweist.

Nicht allen Formulierungen des Verfassers wird man beipflichten wollen, so wenn er sagt, wer sein übernatürliches Ziel erkenne, der liebe „das der Natur so verhaßte Leiden bis zur Sinnlosigkeit“ (101). Andere Sätze sind aphorismenhaft und bleiben unklar, wie etwa folgender: „Die Liebe ist Anbetung. Die Liebe ist göttlich. Ein Geschöpf aus Liebe lieben heißt, es anbeten und vergöttlichen, und das heißt sich täuschen“ (88). Soll der Satz: „Die Keuschheit ist die Wahrheit in der Ordnung und im Verzicht auf die Täuschung“ (89) eine Begriffsbestimmung der Keuschheit sein? Diese Definition wäre dann wohl nicht eindeutig und klar genug! Vielleicht wäre bei Einsicht in die italienische Originalausgabe manche Unklarheit behoben. Zuletzt noch ein wesentlicher Vorbehalt: Wenn man mit Gemelli daran festhält, daß die franziskanische Askese den Gedanken des hl. Augustinus anwendet: „Liebe und tue, was du willst“, dann wird man nicht leicht dem Verfasser beistimmen, wenn er sagt, daß „die franziskanische Seele gleich von Anfang an die Passivität suche“ (112) und zur Passivität von Anfang an neige (ebd.). Die franziskanische Spiritualität ist eine „tätige Frömmigkeit“, bei der sich Gebet und Tätigkeit gegenseitig stützen, wobei dem Gebete freilich der Vorrang ziemt (vgl. Gemelli, Das Franziskanertum, Leipzig 1936, 413 und 437).

Trotz dieser Bemerkungen bleibt der wesentliche Gehalt des Buches und das Verdienst des Verfassers ungeschmälert, denn er gibt allen Interessierten die Grundzüge einer franziskanischen Geisteslehre in die Hand.

Schwaz (Tirol).

P. Dr. Josef Steindl O. F. M.

Bildungswerte des Kirchenjahres. Von Pius Parsch. (Die liturgische Predigt. Wortverkündigung im Geiste der liturgischen Erneuerung, V. Bd.). (364). Klosterneuburg bei Wien, Volksliturgisches Apostolat. Halbleinen geb. S 21.50.

In diesem Band hat der Autor jenes Gebiet betreten, auf dem er sich die Jahre her besonders verdient gemacht hat: Auswertung des Kirchenjahres für den Glauben und das christliche Leben. Dieses Mal wird der Blick auf die Sonn- und Feiertage verlegt.

Man möchte diese Predigten biblisch-liturgische Volkskatechesen nennen. Sehr angenehm berührt gerade unter diesem Gesichtspunkte die klar hervortretende Einteilung — ein großer Behelf für Prediger und Zuhörer. Dadurch ist auch die wertvolle Möglichkeit gegeben, die stoffgeladenen Predigten für zwei- und dreimal sinngemäß aufzuteilen. Begrüßenswert wäre es wohl gewesen, wenn die autoritativen Richtlinien für Verständnis und Benützung des Kirchenjahres im Schlußteil der Liturgieenzyklika von 1947 wenigstens in der Einleitung sichtbar gemacht worden wären. Es dürfte möglich sein, bei guter Planung an der Hand dieses und der nächstfolgenden Bände in etwa drei Jahren durch Bibel und Liturgie gründliche Glaubenskenntnis und christliches Leben fühlbar vorzubringen.

Salzburg.

Adamer.

Dienst am Wort. Kurzpredigten für alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres. Von Pfarrer Franz Zika. (72). Wien 1950, Herausgegeben vom Erzbischöflichen Seelsorgeamt. Brosch. S 6.90.

Wirklich brauchbare Predigtvorlagen sind bekanntlich selten. Hier bietet ein praktischer Seelsorger der jüngeren Generation Skizzen für Kurzpredigten, die von einem warmfühlenden Herzen und gutem Verständnis für die Menschen von heute zeugen. Dem vielbeschäftigten Seelsorger können sie Anregung und Hilfe sein. Sie weiter auszubauen, ist dann seine Sache. In der vorliegenden Form (für eine Predigt durchschnittlich kaum eine Seite) sind sie auch als Kurzpredigten zu knapp, teilweise auch zu wenig klar und zielstrebig.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

Am Grabe. Ein Hilfsbuch für Grabreden. Von Alphons Maria Rathgeber. (340). Würzburg 1950, Echter-Verlag. Kart. DM 6.60.

„Leichenreden sind keine leichten Reden.“ Dieses Wort stellt der als Jugend- und Volksschriftsteller bekannte Autor dem vorliegenden „Hilfsbuch für Grabreden“ als Motto voran. Er bietet im allgemeinen keine fertigen Grabansprachen, aber eine fast unerschöpfliche Fülle von Material für solche. Als Quelle dienen neben der Heiligen Schrift und den Vätern u. a. die Liturgie, das Kirchenjahr, die Profanliteratur und nicht zuletzt das Leben selbst. Neben den allgemeinen Themen (Tod, Vergänglichkeit des Lebens, ewiges Ziel, Sinn des Leidens, Gericht, Trost des Glaubens, Unsterblichkeit, Wiedersehen usw.) wird auch auf die verschiedenen Lebensalter und Stände Bedacht genommen. Viele Gedanken können auch für Predigten verwertet werden. Im ganzen ein reiches Buch, das dem Seelsorger vielseitig nützen kann. Über die Eignung des einen oder anderen Beispiels für Grabansprachen kann man geteilter Meinung sein. Das S. 17 angeführte Beispiel (Zeremonie bei der Beisetzung eines österreichischen Kaisers) entspricht nicht den Tatsachen und sollte daher nicht mehr weiter verwendet werden.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

Friede und Gemeinschaft. Enzykliken, Schreiben, Radiobotschaften und Ansprachen Pius' XII. Gesammelt und bearbeitet von Karl Forster S. J. (569). Wien, Wiener Dom-Verlag. Halbleinen geb. S 44.—.

Dieses Buch sollten vor allem jene lesen, die so schnell bereit sind, alle Verantwortung für die große Kluft, die sich zwischen Völkern und Nationen, Ständen und Berufen, Kapitalismus und Kommunismus usw. aufgetan hat, der Kirche zuzuschreiben. Hier

liegt eine einzigartige Sammlung wertvollster Dokumente vor. Von hoher Warte kündet der Heilige Vater Frieden und Gemeinschaft — vor, während und nach einer Zeit blutiger Kriege und grausamer Bedrückung.

Linz a. d. D.

M. Günthersberger.

Die Thronfolger. Tragödie um Habsburgs Erbe. Von Ottokar Janetschek. (371). Linz 1950, Oberösterreichischer Landesverlag. Leinen geb. S 48.—.

Was vergangen, kehrt nicht wieder . . . Aber immer weitere Kreise auch im ehemaligen Feindlager kommen zu der Erkenntnis, daß die österreichisch-ungarische Monarchie trotz vieler Mängel ein sinnvolles Gebilde und im mitteleuropäischen Raum eine Ordnungsmacht war, die heute schwer vermißt wird. Der durch sein Buch über Kaiser Franz Joseph bekannte Verfasser unternimmt in seinem neuesten Werk den Versuch, die letzten Jahrzehnte der Monarchie im Spiegel der Lebensschicksale der drei Thronfolger zu schildern. Am ausführlichsten wird Franz Ferdinand behandelt. Kronprinz Rudolf und der spätere Kaiser Karl kommen etwas zu kurz; namentlich gegen Schluß wird die Darstellung sehr summarisch. Janetschek beschränkt sich nicht darauf, das Leben der drei letzten Thronfolger in den Hauptzügen darzustellen, er sucht vor allem auch ihre politische Rolle zu beleuchten. Da das Werk wohl als historischer Roman anzusprechen ist, weiß man freilich nicht immer, wie weit es den geschichtlichen Tatsachen entspricht. Man hat aber durchaus den Eindruck, daß sich der Verfasser auch in den Quellen gut umgesehen hat. Die geschickt eingestreuten Gespräche sind zwar meist nicht wörtlich als geschichtliche Wahrheit zu nehmen, tragen aber viel zur Verlebendigung bei. Dazu kommt eine angenehme, fesselnde Art der Darbietung.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

Der Meister von St. Florian. Wege zu Anton Bruckner. Von Dr. Fritz Grüninger. (158). Augsburg, Verlag Johann Wilhelm Naumann. Halbleinen geb. DM 7.—.

Vom Verfasser stammt eine Reihe guter Einführungen in Person und Werk Anton Bruckners. Im vorliegenden Buche werden diese dankenswerten Bemühungen fortgesetzt. Ein Kenner der Bruckner-Literatur wird zwar wenig sachlich Neues darin entdecken — interessant sind verschiedene Hinweise auf Dante —, sich aber der ansprechenden Art freuen, mit der das von der eigentlichen Bruckner-Forschung Erarbeitete hier weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Praktisch sehr anregend ist das vorletzte Kapitel: „Brucknerpflege im engeren Kreise.“ Hier werden tatsächlich Wege gezeigt, wie in Aussprache- und Darbietungsreihen die Kunst unseres Großmeisters dem Volke nahegebracht werden kann.

Linz a. d. D.

Prof. Josef Knopp.

Neues religiöses Kleinschrifttum

Zusammengestellt vom Referenten für Schrifttum des Seelsorgeamtes Linz

Ein Heiliger steht auf! Klemens Maria Hofbauer. 1751—1951. Von P. DDr. Claus Schedl. Wien, Wiener Domverlag. S 3.—.

Das Heilige Jahr der Heimat ist ausgerufen. Nachdem im Jubeljahr 1950 viele tausende Pilger zu den Gräbern der Apostelfür-

sten gezogen sind, besinnen wir uns heuer der Heiligen unserer Heimat. Mit Recht fällt unser Blick auf den hl. Klemens Maria Hofbauer, der vor 200 Jahren geboren ist und der das Herz Österreichs, die Kaiserstadt Wien, mit einem neuen Kraftstrom erfüllt und damit unserem ganzen Land soviel Segen gebracht hat. Hier liegt die Programmschrift für dieses Gedenken. Mit eindruckskräftigen Sätzen zeigt der Verfasser das Leben des großen Mannes und die Schicksale seines Werkes. Die Schrift gipfelt in vier programmatischen Forderungen für die katholische Erneuerung Österreichs im Heiligen Jahr 1951 und schließt mit einem tiefempfundnen Anruf an die fürbittende Macht des Heiligen. Wer dieses Büchlein gelesen hat, wird sich gedrängt fühlen, an seiner Verbreitung mitzuarbeiten.

Geheimnisse der Frauenseele. Von P. K. Postruschnik S. J. Innsbruck, Verlag Felizian Rauch. S 3.—

Eine kostbare Schrift! In kristallklarer, einfacher Sprache verkündet sie die Würde und Sendung der Frau. Kraftvoll zeichnet sie die großen Linien des Frauenlebens und führt dennoch Zug um Zug hinein in die kleinen lebensvollen Einzelheiten des Alltags. Ein hochwertiger Behelf für Mütterrunden und für die Frauenseelsorge überhaupt! Diese Schrift verdient eine intensive Verbreitung auf den Schriftenständen unserer Kirchen.

Assumpta est Maria. Wien, Verlag Herder. S 250.

Das Büchlein bringt die Apostolische Konstitution unseres Heiligen Vaters Pius XII., durch die als Glaubenssatz erklärt wird, daß die Jungfrau und Gottesmutter Maria mit Leib und Seele in die Herrlichkeit des Himmels aufgenommen worden ist. Wir danken dem Verlag, daß er durch diese Schrift die herrliche Botschaft des Papstes in deutscher Sprache auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat.

Im Lichtkranz der Engel. Von Sr. Angela, Ursuline. München, Verlag Ars Sacra, Josef Müller. DM —.60.

In edler Sprache und dennoch volksnahe beweist und erläutert dieses Büchlein die Lehre der Heiligen Schrift und der Kirche über Dasein, Wesen und Wirken der Engel. Besonders eindrucksvoll spricht es von den heiligen Schutzengeln und von ihrer hohen und tröstlichen Sendung. Ein Anhang religiöser Gebete zu den heiligen Engeln beschließt diese schön ausgestattete Schrift.

*

Du sollst. Von P. Fichtensteiner. Im Selbstverlag des Verfassers. Auslieferung: Katholische Schriftenmission, Linz. S 1.40.

Das bescheidene Heftchen verdient nicht, wegen seiner bloß 21 Seiten Lesestoff übersehen zu werden. Sein Inhalt ist groß und kann Predigern wie Predigthörern lange genügen. Der Verfasser hört die erhabene Stimme, die einst Moses auf Sinai hörte, immerfort im Rauschen der Fichtenwälder und weiß zu überzeugen: Weder die Verbote Gottes noch das große Gebot der Gottes- und Nächstenliebe sind Tyrannenlaune. Sie sind vielmehr immerzu — der Daseinsangst zuvorkommend — väterlich eindringlicher Zuspruch zum Leben und Lebenlassen, zum Gottsuchen und Gottvertrauen, zum geduldigen Dienen und beglückenden Freisein der Kinder des Hauses.

Linz a. d. D.

Dr. Aloys Weilbold.

Zeitschriften

An dieser Stelle werden jährlich einmal jene Zeitschriften angezeigt, die von den Verlegern oder Herausgebern regelmäßig das ganze Jahr an die Redaktion eingesandt werden.

Angelicum. Periodicum trimestre. Roma (Italia), Salita del Grillo 1.

Antonianum. Periodicum philosophico-theologicum trimestre. Editum cura Professorum Athenaei Antoniani de Urbe. Roma (24), Via Merulana 124, Italia.

Apollinaris. Commentarius iuris canonici. Roma, Piazza S. Giovanni in Laterano 4.

Benediktinische Monatsschrift. Zur Pflege religiösen und geistigen Lebens. Herausgegeben von der Erzabtei Beuron/Hohenzollern.

Bibel und Liturgie. Blätter für volksliturgisches Apostolat. Klosterneuburg-Wien XXI. Erscheint monatlich.

Biblica. Commentarii editi cura Pontificii Instituti Biblici. Pubblicazione trimestrale. Roma 2/4, Piazza Pilotta 35.

Bijdragen. Uitgegeven door de Philosophische en Theologische Faculteiten der Noord- en Zuid-Nederlandse Jezuïeten. Tongersestraat 53, Maastricht.

Cultura Biblica. Revista mensual ilustrada. Segovia, Grabador Espinosa 4.

DCV-Dienst. Nachrichten des Deutschen Caritasverbandes Freiburg i. Br.

Der Seelsorger. Monatsschrift für alle Bereiche priesterlicher Reich-Gottes-Arbeit. Wien, Verlag Herder.

Die frohe Botschaft. Zeitschrift für homiletische Wissenschaft und Praxis. Erscheint monatlich. Wien XIX/117, Kreindlgasse 12.

Dokumente. Zeitschrift im Dienst übernationaler Zusammenarbeit. Zweimonatsschrift. München und Kempten, Kösel-Verlag.

Franziskanische Studien. Vierteljahrsschrift. Münster/Westfalen, Dietrich-Coelde-Verlag.

Kalasantiner-Blätter. Monatsschrift der Kalasantiner-Kongregation. Wien XV, Gebrüder-Lang-Gasse 7.

Klerus-Blatt. Vormals Katholische Kirchenzeitung. Salzburg, Verlag Anton Pustet. Erscheint jeden zweiten Samstag.

Korrespondenz des Priester-Gebetsvereines Associatio Perseverantiae Sacerdotalis. Wien IX, Boltzmanngasse 9.

LA VIE. Catholique Illustrée. Hebdomadaire imprimé en France. Paris 17, Boulevard Maiesherbes 163.

Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft. Nouvelle Revue de science missionnaire. Seminar Schöneck, Beckenried (Schweiz). Erscheint viermal jährlich.

Nouvelle Revue Théologique. Tournai, Etabl. Casterman, S. A.

Österreichisches Archiv für Kirchenrecht. Halbjahresschrift. Wien, Verlag Herold.

Periodica de re morali, canonica, liturgica. Edita a Professoribus Pontificiae Universitatis Gregorianae. Roma, Piazza Pilotta 4.

Recherches de Théologie ancienne et médiévale. Revue trimestrielle. Louvain (Belgique), Abbaye du Mont César.

Revista Eclesiástica Brasileira. Editora Vozes Ltda., Petrópolis, Estado do Rio.

Revue diocésaine de Namur. Périodique paraissant tous les deux mois. Gembloux, J. Duculot, Belgique.

Sacerdos. Tweemaandelijks Tijdschrift voor Predikatie en Zielzorg. Carmelietenstraat 4, Mechelen (Belgie).

Scripture. The Quarterly of the Catholic Biblical Association. 43, Palace Street, London S. W. 1.

Studia Catholica. Nieuwe Reeks van „De Katholiek“. Uitgave van Dekker & van de Vegt N. V. — Nijmegen.

Theological Studies. A quarterly Review. Woodstock, Maryland, USA.

The Philosophical Review. A quarterly Journal. Cornell University Press, Ithaca, New York, USA.


Trierer Theologische Zeitschrift. Neue Folge des Pastor bonus. Trier, Paulinus-Verlag. Jährlich 6 Doppelhefte.

Wiadomości Duszpasterskie oraz Szkice kazań niedzielných i świątecznych. Poznań, Ostrów Tumski 4.

Współczesna Ambona. Kielce, Wyższe Seminarium Duchowne, skr. p. 75.

Zeitschrift für katholische Theologie. Erscheint viermal im Jahre. Wien, Verlag Herder.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: O.-Ö. Landesverlag, Linz, Landstr. 41. — Printed in Austria.



Reparaturen — Stimmungen — Ventilatoren
Orgel-Neu- und -Umbauten

ORGELBAUANSTALT
GEBRÜDER MAURACHER

LINZ a. d. DONAU
STIFTERSTRASSE 21 — TEL. 21516

1818 — 1948

130 Jahre Orgelbau in der Familie

KLEIDERHAUS

Alois Dobretsberger

LINZ, LANDSTRASSE 23

Spezialabteilung für

Priesterkleidung

BESTAND SEIT 1860



SCHREIBMASCHINEN MAYER

**Fachgeschäft für den
gesamten Bürobedarf**

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büro-
maschinen / Vervielfältigungsapparate / Eigene
Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büro-
artikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Repa-
raturen in eigener Werkstätte

Linz-Donau, Bischofstr. 11
Telefon 25 65 35

PAPIERWARENFABRIK

Georg Obermüller

Papier-, Schul- und Schreibwarengroßhandlung

**GEBETBÜCHER * ROSEN-
KRÄNZE * FIRMKASSETTEN**

in reicher Auswahl

Linz a. d. D., Herrenstraße 23

FERNRUF 2 40 96

Eisengroßhandlung

ALFRED WAGNER, RIED i. Innkr.

Telegramm-Adresse: Eisenwagner, Ried i. I. / Telefon Nr. 28 und 352

Walzmaterial * Kupfer-Dachdeckbleche
Sämtliche Eisenwaren * Haus- und Küchengeräte
Porzellan- und Steingutgeschirr